Digitized by Google

Bor. 186 i Hamel

Digitized by Google

Digitized by Google

Trieriſche
Kronik
für den
Bürger und Landmann

von

J. J. Stammel, Seelſorger bei Trier.

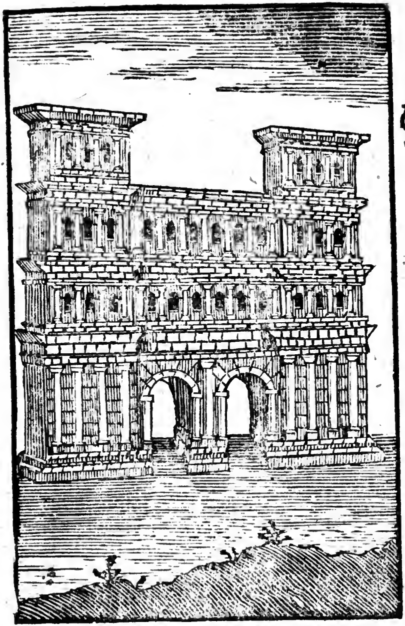
Ein alter Trierer. S. 5.

Trier zu finden bei J. A. Schröll, Buchhändler
Nr. 85. auf dem Graben. 1797.

Werthe Leſer!

Ich werde nicht immer in dieſer Kronik blos erzählen: hier und da laufen auch einige Bemerkungen mit unter; da hatte ich aber meine Urſache, und ich glaube, ſie ſtehen nicht auf dem unrechten Platze, und ſollen Euch über Dies und Jenes Auskunft geben. — Ich wünſche, nur Wahrheit geſchrieben zu haben; wird ſie einen oder den andern beleidigen, dafür kann ich nichts. Die Geſchichte darf nie ſchmeicheln oder lügen. Ich meinte es redlich, und hatte die beſten Abſichten, da ich Euch dieſe wenigen Bogen ſchrieb.

Bayerische
Staatsbibliothek
München



Das alte trieriſche Rathhaus, itzt die Kirche zum h. Simeon. S. 7.

Liebe Landesleute! es muß Euch doch immer recht lieb ſeyn, zu erfahren, wie es vordem in unſerm Vaterlande ausgeſehen hat, und auf welche Art es zugieng, daß aus uns das geworden iſt, was wir nun wirklich ſind; deswegen ſchrieb ich Euch die kurze Geſchichte des Vaterländchens.

Von dem Urſprunge der Trierer und den erſten Begebenheiten im Lande wiſſen wir ſehr wenig: ſie hatten zwar ihre Lieder, worinn ſie ihren Kindern und Kindskindern vorſangen, was ſich vordem bei ihnen zugetragen hat; doch dieſe Lieder, obſchon ſie nachher aufgeſchrieben und geſammelt worden ſind, giengen verlohren. Was wir daher von unſern erſten Landesleuten wiſſen, haben wir von Ausländern erfahren, welche gelegenheitlich in unſer Land gekommen ſind, und in ihren Büchern uns dasjenige erzählen, was ſie allda geſehen und gehöret haben.

Digitized by Google

Dieſe erzählen uns nun, daß die alten Trierer ehedem auf der andern Seite des Rheins, im eigentlichen Dentſchlande gewohnet hätten. Ihr erſter Wohnplatz gefiel ihnen aber nicht ſonderlich: der Himmel war zu rauh, der Boden unfruchtbar, und das ganze Land voller Gebirge, Wälder und Sümpfe. Sie giengen daher bei der erſten beſten Gelegenheit über den Rhein, um ſich in dem damaligen Gallien, welches Land itzt gröſtentheils Frankreich heiſt, niederzulaſſen. — Man muß ſich über ſolche Auswanderungen nicht verwundern: unſere erſten Landesleute hatten noch keinen feſten Wohnſitz, noch keine liegenden Güter und Gründe, wie wir itzt haben: Jagd und Krieg waren ihre liebſten und einzigen Beſchäftigungen: wo ſie hinkamen, da waren ſie zu Hauſe; natürlich alſo, daß ſie ihren Wohnort mit einem beſſern gerne vertauſchten.

In ſpätern Zeiten wollte man die Trierer älter machen, als man vordem wußte; man erzählte ſich daher folgende Geſchichte, die aber keinen Glauben verdienet: Schon zu Abrahams Zeiten, heiſt es, lebte weit von uns, in einem Lande gegen Morgen, der Königsſohn Trebeta: ſeine Stiefmutter, Semiramis, ein recht ſchändliches und wohllüſtiges Weib, wollte ihn zur Befriedigung ihrer thieriſchen Lüſte gebrauchen, und dann, wie ſie es zu machen pflegte, ihn grauſam aus dem Wege ſchaffen; doch Trebeta war zu redlich, und fürchtete zu viel für ſein Leben, als daß er nachgeben

ſollte:

ſollte: er floh mit einigen wenigen ſeiner treuen Freunde und Diener aus dem Lande ſeiner Mutter, und irrte lange herum, bis er ſich in unſerm Thale, welches ihm ſo auſſerordentlich gefiel, niederließ. Hier ſoll er ſchon Einwohner aus der Familie von Noa gefunden, und den Grund zur Stadt Trier geleget haben.

Das Land, wo ſich die alten Trierer, nach ihrem Uebergange über den Rhein, niedergelaſſen hatten, gefiel ihnen weit beſſer, als ihr voriger Wohnort: ſie baueten nun die Erde an, ſäeten, pflanzten, und vergaßen ſo ihre herumziehende Lebensart. Sie fingen nach und nach an, große Viehheerden zu unterhalten, ſich auf die Schafszucht, welche ihnen beſonders einträglich war, zu legen, und mit Wolle und Schweinen einen beträchtlichen Handel zu treiben. Am berühmteſten waren weit und breit die Pferde unſers alten Vaterlandes; ſie waren zwar klein uud unanſehnlich, aber hurtig, ſtark und ausdauernd in jeder Arbeit. Von Wildprett wimmelten die Waldungen.

Schon die Lage ſelbſt des lieben Vaterländchens, welches ſich die alten Trierer zu ihrem neuen Wohnſitze wählten, iſt ſehr angenehm und vortheilhaft. Da ſtrömet auf der einen Seite der breite Rhein: dort kömmt die liebe Moſel aus Lotharingen, ſchlängelt ſich in mancherlei Krümmungen durch unſere fruchtbaren Thäler, und ergießet ſich bei Koblenz

 in

in den Rhein: da ſind wieder hundert fiſchreiche Bäche, kleine und größere ſchiffbare Flüſſe, welche unſerm Lande das ſchönſte Ausſehen geben, und dem Handel ſehr günſtig ſind. Ueberall wechſeln weitſchichtige Gebirge mit angenehmen Thälern und fruchtbaren Ebenen ab. Die Schieferberge an der Moſel ſind mit Weinſtöcken beflanzet, und geben den vortreflichen Moſelwein, welcher uns ein leichtes Geblüt und einen frohen Sinn verſchaffet. Die höhern Bergrücken ſind mit weitläufigen Waldungen bewachſen, die dem Lande große Vortheile gewähren.

Der fleißige und brave Landmann bauet und pflanzet nun auch faſt jede Frucht- und Baumart an, ſuchet jedes Plätzgen zu benutzen, wenn es auch nicht ſo ganz ſeiner Mühe lohnet, und verſchönert immer mehr und mehr ſeinen vaterländiſchen Boden. Auch an Eiſen- Kupfer- ja ſogar an Silbergruben iſt unſer Land ſo arm nicht; die alten Trierer konnten und wollten zwar noch nicht darnach graben; doch weiß man ſie itzt beſſer zu benutzen. Eben ſo wenig verſtanden ſie ſich auch darauf, die Sauerbrunnen und warme Bäder, welche uns ſo unentbehrlich geworden ſind, zu gebrauchen.

Das Land der Trierer war vordem auch weit größer und ausgedehnter, als es nun wirklich iſt. Es erſtreckte ſich zwar gegen Sonnenaufgang nur bis an den Rhein, und da hat es ſich wirklich nachher

weiter

weiter ausgedehnet; denn nun gibt es auch auf der andern Seite des Rheins mehrere Länder, welche zum Trieriſchen gehören — von der Mittagsſeite war es aber weit größer: es erſtreckte ſich noch ziemlich tief in das heutige Lotharingen, und reichte bis an das Gebieth von Metz. Gegen Abend lief es bis an die Maas; von dieſer Seite gehörte alſo noch ein großes Stück des heutigen Herzogthums Luxemburg und der Niederlanden dazu. Den Rhein abwärts gieng das Land bis in die Gegend von Andernach. Zu den Beſitzungen der alten Trierer gehörten alſo ehedem faſt alle die Länder, welche nachher weit ſpäter zu unſerm Erzſtifte gerechnet wurden, und in geiſtlichen Sachen unter dem Biſchofe von Trier ſtehen.

Und nun kommen wir zu unſern erſten Landesleuten ſelbſt. — Die alten Trierer waren alle faſt einen Kopf größer, als ihre Nachbarn; beſonders zeichneten ſie ſich durch die blonden Haare und blauen Augen aus, welche ihnen das ſchönſte Anſehen gaben. Ihre Kleidung beſtand in einem Wamms, der ihnen bis an die Waden reichte; darüber trugen ſie einen wollenen Mantel, wovon ſie das eine End auch über den Kopf ſchlagen konnten, um ſich gegen Froſt und Regen zu ſchützen. Sie trugen anfänglich noch keine Beinkleider, vermuthlich auch keine Schuhe, und waren ſehr einfach und natürlich in ihrem Anzuge. Ihr Schnautzbarth, der ihnen recht furchtbar über den Mund herhing, und ihre Waf-

ſen, die ſie immer bei ſich trugen, verſchafften ihnen ein recht kriegeriſches Ausſehen.

Anfänglich, ehe ſie ſich noch auf den Feldbau verlegten, war der Krieg und die Jagd ihre angenehmſte Beſchäftigung. In müßigen Stunden trieben ſie gerne das Spiel, und verſtanden das Zechen recht meiſterhaft. Sonſt waren ſie redliche, herzliche und offene Leute, die aber auch, wenn es nothwendig war, gegen ihre Feinde ſchlau und liſtig ſeyn konnten. Im Kriege bewießen ſie ſich ausserordentlich tapfer und muthig: ihre Reiterei war weit und breit die beſte, und ſtand in einem vorzüglichen Rufe.

Sie wurden von einem Fürſten regiert, welcher aber wenig zu ſagen hatte. Sehr angeſehen und zahlreich waren bey ihnen die Adlichen: dieſe hielten das Volk im Zaume, und ſahen darauf, daß der Fürſt nicht zu mächtig würde; weswegen dann auch manche Uneinigkeiten und Bürgerkriege im Lande ausbrachen. Der gemeine Mann wurde hart gehalten, und durfte nicht einmal dabei ſeyn, wenn ſich der Adel verſammelte, um wegen den Angelegenheiten des Landes ſich zu unterreden. Der Bürger aus der unterſten Klaſſe ſchien nur da zu ſeyn, um zu gehorchen, und ſeine gehörigen Abgaben zu bezahlen: im Monathe März hatten ſie ihre gemeinſchaftlichen Zuſammenkünfte und Berathſchlagungen, wo ſie alle in den Waffen unter

ter freiem Himmel erſcheinen mußten: dieſes geſchah auſſer der Stadt, vor dem heutigen Simeonsthore, auf der ſchönen Ebene, welche damals das Marsfeld hieß. Hier war auch der gewöhnliche Exerzierplatz der Trierer, wo ſie im Reiten, Fechten und andern Kriegsübungen unterrichtet, und zu guten Soldaten gebildet wurden.

Ein merkwürdiges Ueberbleibſel dieſer älteſten Zeiten iſt das ſchwarze Thor in Trier, welches zwar noch beſtehet, aber nun in die Kirche zum H. Simeon umgeändert worden iſt. Das Ganze iſt aus großen ſchwarzen Steinen, welche auf eine recht künſtliche Art, ohne durch Kalch verbunden zu ſeyn, zuſammenhangen, aufgeführet. Dieſes Gebäude, welches vordem nur zwei Stockwerke hatte, war nach aller Vermuthung das alte trieriſche Rathhaus, wo ſich der Adel bei ſeinen Berathſchlagungen zu verſammeln pflegte. Unten giengen zween große Bogen durch, welche zum Stadtthore dienten, itzt aber zugeworfen, und durch die große Treppe, welche zur Kirche führet, verſperret ſind. Das ganze Gebäude hat durch verſchiedene Veränderungen und Zuſätze eine andere Geſtalt gewonnen: der fromme Pilgrimm, welcher zu unſerer Stadt hin wallfahrtet, ſtaunt dieſe ſonderbare Bauart an, und hält ſie für ein Werk des Teufels. Eben ſo alt und merkwürdig iſt die Moſelbrücke der Stadt Trier, deren Pfeiler aus denſelbigen ſchwarzen Steinen mit eben ſo vieler Kunſt zuſammengefüget ſind: ſie

ſtehen

ſtehen noch heut zu Tage, und ſcheinen den Verwüſtungen des Waſſers und der Zeit zu widerſtehen; nur die Bogen und das Uebrige ſind von ganz verſchiedener und ſpäterer Bauart.

Noch iſt zu merken, daß die Stadt Trier vor alten Zeiten nicht allerdings ſo groß war, als man gewöhnlich anzugeben pfleget. Das ſchöne breite Thal, welches ſo bequem und reitzend an der Moſel liegt, war zwar meiſtens der Sammelplatz der ganzen Nation, wenn ſie ſich berathſchlagte, oder zum Kriege ausziehen wollte. Hier wohnte meiſtens der Adel, und hatte ſeine Landgüter: dieſe zerſtreuten Landhäuſer und Hütten denke man ſich aber ja nicht als eine zuſammenhängende Stadt, welche ihre Ringmauern hatte. Unſere erſten Landesleute ließen ſich nicht gerne hinter Mauern einſperren, ſondern liebten das Freie, und wohnten zerſtreuet von einander.

Die Religion der alten Trierer war ſo einfach und natürlich, als ihre Lebensart. Da ſie noch in ihren erſten Sitzen, im eigentlichen Deutſchlande, wohnten, hielten ſie diejenigen Dinge, welche ihnen einen beſondern Nutzen brachten, für etwas Göttliches; beſonders wenn dieſe Dinge noch dazu einen ſtarken und auſſerordentlichen Eindruck auf ſie machten: ſo ſahen ſie die Sonne, den Mond und das Feuer als göttliche Weſen an, welchen ſie Verehrung ſchuldig wären. Alte und groſe Eichen

in

in ihren Waldungen flößten ihnen eine besondere Ehrfurcht ein, und waren ihnen heilig. Der Donner schien ihnen recht ſchreckbar; daher verehrten ſie ihren Donnergott: und da ſie gebohrne Soldaten waren, ſo war nichts natürlicher, als daß ſie auch ihren Kriegsgott hatten. Freya war die Göttinn der Liebe, welche ihnen recht glückliche Ehen ſchenken ſollte. In ihren Waldungen und unter freiem Himmel verehrten ſie dieſe ihre Gottheiten, und brachten ihnen ihre Opfer.. — Dieß war nun die Religion der alten Trierer: ſo verächtlich und verdammungswürdig iſt ſie doch bei weitem nicht, wie mancher glaubet: es war die Religion eines ungebildeten Volkes, das keine andere kannte, und dabei ſo ganz zufrieden, gut und glücklich lebte.

Da die Trierer in ihren neuen Wohnſitzen mit ihren Nachbarn bekannter wurden, ſo nahmen ſie auch vieles von ihrer Religion an Nun lernten ſie den oberſten Gott der Heiden, den Jupiter, kennen; man fand nachher eine große prächtige Bildſäule dieſes Gottes in Marmor bei ihnen. Sie hatten noch einen andern Gott, den die Handelsleute, Diebe und Reiſenden ſtark verehrten, und welchen ſie Merkur nannten: das Bildniß dieſes Gottes war von Eiſen, welches recht künſtlich zwiſchen zween Magnetſteinen, welche den eiſernen Gott von oben und unten gleich ſtark anzogen, frei in der Luft ſchwebte. Den Mars, oder Kriegsgott,

gott, verehrten ſie auf einem nahen Berge, welcher der Stadt Trier gegen Morgen liegt, und ehedem Marsberg, nun aber nach der heutigen Volksſprache das Kreutzchen heißt. — Der Gott der Liederdichter, Apollo, ſtand auch nicht weit von Trier jenſeits der Moſel auf dem Berge, welcher noch heut zu Tage Apollos= oder Polsberg heißt. Mit vielem Glanze feiert die Wollenweber= und Metzgerzunft zu gewiſſen Zeiten das Andenken des herabgeſtürzten Gottes. Beide Zünfte ziehen dann in einem prächtigen Aufzuge vor die Stadt; unterdeſſen die eine die Brücke beſetzt hält, beſteigt die andere den Berg, wälzet einen Baum oder Klotz herab, und läßt ein brennendes Rad nachrollen. Unter mancherlei Vergnügen, und häufigem Losbrennen der Gewehre wird dieß alte trieriſche Volksfeſt geendiget. — Diana war ihre Göttinn der Waldungen, welche ſie öfters um eine glückliche Jagd anriefen. Man ſieht auch noch zu Matheis ohnweit Trier das Bildniß einer andern Göttinn in weißem Marmor, welches aber durch mehrere muthwillige Verletzungen ſehr ſtark beſchädiget iſt.

Ueberbleibſel aus dieſen heidniſchen Zeiten haben wir noch wirklich in der üblichen Benennung unſerer Wochentage: ſo war der Sonntag der Sonne, der Mondtag dem Monde, und der Dienſtag der Göttinn Diana geheiliget: am Donnerstage verehrten ſie ihren Donnergott, und am Freytage ihre liebe Freya.

Ihre

Ihre Prieſter, die Druiden, waren nicht blos Religionsdiener, ſondern auch die Lehrer und Richter des Volks: ſie ertheilten weiſe Lebensregeln, beſtraften die Laſter, und ſuchten Ordnung und Gerechtigkeit im Lande zu handhaben; nur beſchuldiget man ſie, daß ſie ſo grauſam geweſen ſeyn ſollen, ihren Göttern Menſchen zu ſchlachten. Die alten Trierer hatten auch, wie die übrigen deutſchen Völker, ihre Sänger, welche ſie Barden nannten: dieſe ſuchten durch ihre Lieder Tapferkeit, Tugend und Vaterlandsliebe bei ihren Landesleuten zu verbreiten. In einem beſondern Rufe der Heiligkeit ſtanden die Weiber, vorzüglich die alten, bei ihnen: man glaubte, ſie könnten die Zukunft wiſſen; befragte ſie daher in den wichtigſten Staatsgeſchäften, und befolgte ſehr ſtrenge ihre Ausſagen; daher blieb auch noch lange bei ihnen der Glaube und die Furcht vor ſolchen Weibsperſonen, welche man ſpäterhin Hexen nannte, und zu tauſenden nachher verbrennen ließ.

So war ohngefähr die Verfaſſung unſers Landes, ehe die Römer dahin kamen. Dieſe hatten ſchon einen großen Theil der damals bekannten Welt mit Recht und Unrecht an ſich geriſſen, und waren nun im Begriffe, das Land der Gallier, wozu die alten Trierer damals auch gehörten, zu ihren übrigen Beſitzungen zu ſchlagen. Der römiſche Feldherr, welcher dieſes Geſchäft auf ſich genommen hatte, war Julius Cäſar, ein Mann von groß-

en

en Talenten und auſſerordentlicher Tapferkeit, aber nicht immer gleich tugendhaft und gerecht. Die Trierer, welche das Kriegsglück der Römer kannten, ſuchten anfänglich ihre Freundſchaft, und erhielten ſie auch; ja ſie ſchickten ihnen ſogar einigemale Hülfstruppen gegen ihre eigenen Landesleute. Dieſes gute Einverſtändniß war aber nicht von langer Dauer; die Römer waren ihnen zu gefährlich, und ihre Freiheit zu lieb, als daß ſie gleichgültig dabei hätten ſeyn können. Sie verbanden ſich daher mit ihren Nachbarn gegen die Römer, und lockten deutſche Hülfstruppen über den Rhein: endlich fand ſich auch bald die Gelegenheit zum gänzlichen Bruche. — Dieſes alles ereignete ſich ohngefähr fünfzig Jahr vor unſerer gewöhnlichen Zeitrechnung.

Im Lande ſelbſt herrſchte damals die größte Uneinigkeit: zween Vornehme, Eingetorix und Induziomar, ſtritten um die Oberherrſchaft des Staates: beide hatten ihren Anhang. Kaum hörte Cäſar von dieſer Strittigkeit, ſo eilet er ins Trieriſche, um ſich in dieſe Händel zu miſchen. Eingetorix unterwarf ſich ſogleich dem römiſchen Feldherrn, indeſſen Induziomar ſich zur Gegenwehre ſetzte; da er aber den Abfall ſeiner Soldaten befürchtete, ſo kam er auch zum Cäſar und verſprach ihm in die Zukunft Treue und Unterwürfigkeit. Dieſe verſtellte Ergebenheit war aber nicht von langer Dauer; denn kaum ſah er, daß Eingetorix vom Cäſar beſonders begünſtiget und unterſtützet wur-

wurde, ſo griff er wieder zu den Waffen, verband ſich aufs Neue mit den Feinden der Römer, und ſchrieb eine allgemeine Volksverſammlung im ganzen Lande aus, worinn er den Eingetorix als einen Feind und Verräther des Vaterlandes erklären ließ. Er wurde durch die Niederlage, welche die Feinde im Ardennenwalde erlitten, auch wirklich ſo muthig, daß er die Römer öfters aus ihrem verſchanzten Lager herausfoderte: kamen ſie nun aut ſeine Auffoderung nicht, ſo ſchimpfte er auf ihre Feigherzigkeit. Da er dieſes eines Tages in ſeinem gewöhnlichen ſtolzen Tone wiederholte, und ſich ſeine Soldaten ganz ſorglos, und in der größten Unordnung in ihr Lager zurückziehen wollten, thaten die Römer einen unvermutheten Ausfall, und fielen alle über den einzigen Induziomar her: dieſer wollte ſich in einem ſeichten Platze der Maas retten; doch vergebens: er wurde bald vom Feinde überwältiget, und niedergehauen.

Dieſe Niederlage machte die Trierer noch nicht muthlos: ſtolz auf ihre Kriegsmacht wollten ſie ſich noch nicht vor dem Cäſar beugen, und kamen nicht zu den allgemeinen Verſammlungen, welche er für das ganze Land der Gallier anſagen ließ. Sie wollten lieber alles wagen, als ihre Freiheit aufgeben. Da die Römer damals noch ein anſehnliches Kriegsheer im Lande ſtehen hatten, ſo zogen die Trierer in der größten Eile ihre ganze Macht zuſammen, und rückten vor das feindliche Lager. So ſtanden

die

die beyden Heere eine geraume Zeit gegen einander, ohne etwas wichtiges zu unternehmen: nur ein kleiner Fluß trennte ſie. Die Römer nahmen endlich zu einer Kriegsliſt ihre Zuflucht, und ſtellten ſich an, als wenn ſie fliehen wollten: kaum ſahen dies die Trierer, als ſie ſogleich über den Fluß ſetzten, um den Feind auf der Flucht zu verfolgen: die Römer warten, bis alle über dem Waſſer waren, wenden ſich nun auf ihrer verſtellten Flucht um, greifen die beſtürzten Trierer an, machen ihrer mehrere nieder, und ſprengen die andern in den Fluß.

So ſind die Trierer denn mit Gewalt dahin gebracht worden, ſich unter das römiſche Joch zu ſchmiegen, nachdem ſie lange genug mit ſo vielem Ruhme gegen die Feinde ihrer Freiheit gefochten hatten. Sie erregten zwar noch nachher manchen Aufſtand gegen ihre Unterdrücker, doch mußten ſie immer der Uebermacht weichen, und ſich nach den Geſetzen ihrer Beſieger fügen. So warf ſich im J. 21 nach Chriſti Geburt ein gewiſſer Florus gegen die Bedrückungen der Römer auf, und fand unter den Trierern, ſeinen Landesleuten, einen großen Anhang. In dem Ardennenwalde, welcher ſich von der Maas durchs Trieriſche bis an den Rhein erſtreckte, kam es zwiſchen beiden Theilen zum Handgemenge: die Trierer fochten unglücklich, und Florus ſtürzte ſich in ſein eigenes Schwerd.

Auch an den Unruhen, welche ein gewiſſer Civilis

vilis in dem heutigen Holland gegen die Römer erregte, nahmen die Trierer großen Antheil: ſie erſchlugen mehrere römiſchen Offiziere, welche damals in ihrem Gebiethe lagen, uud brachten die Soldaten auf ihre Seite. Sie kriegten anfänglich ſehr glücklich; doch waren ſie zuletzt zu ſchwach, der Uebermacht des feindlichen Generales Cerealis zu widerſtehen. Er ſchlägt ſie bei Riol, rücket vor Trier, erobert es, und kann kaum ſeine auf Raub begierigen Soldaten von der Plünderung der Stadt abhalten. Bei dieſer Gelegenheit wanderten 113 trieriſche Rathsherren mit noch mehrern andern Vornehmen über den Rhein, weil ſie lieber ihr Vaterland verlaſſen, als den Römern länger unterwürfig ſeyn wollten.

Merkwürdig iſt noch in dieſem Kriege der Heldentod eines großen Trierers, der ſich Valentin nannte: er war der Anführer ſeiner Landesleute, und wurde unglücklicher Weiſe von den Römern gefangen. Sein Tod war gewiß; er ſollte durch das Schwerd des Henkers ſterben: an dem Tage ſeiner Hinrichtung, da man ihm noch zuvor meldete, daß ſeine Vaterſtadt von dem Feinde erobert ſey, ſoll er ſo ganz ruhig geantwortet haben: Nun wohl! dann finde ich Troſt im Tode.

Die Stadt Trier nahm unter der Herrſchaft der Römer an Pracht und Größe ſehr zu. Der Kaiſer Auguſt vereinigte das trieriſche Gebieth mit dem römi-

römiſchen Reiche: die Trierer bekamen nun von ihrem Beſieger neue Geſetze, eine eigene Verfaſſung und einen beſtimmten Steuerfuß. Es mußte unſern erſten Landesleuten ungewöhnt vorkommen, römiſche Beamten, Redner und Juriſten zu ſehen, die das Recht ſo ſchön verdrehen konnten, und durch grauſame Bedrückungen ſich ſo gehäßig machten. Um die neuen trieriſchen Unterthanen ganz römiſch zu machen, verſetzte der Kaiſer eine Menge ſeiner ausgedienten Soldaten ins Land, wodurch dann die alte Sitte ſo ziemlich verändert wurde. Die Römer fingen an, in ihrem eroberten Lande Soldaten zu ziehen: das trieriſche Gebieth mußte ſeine eigene Reiterei halten, welche dem Kaiſer auf jeden Wink zu Gebothe ſtehen mußte. Längſt dem Rheine wurden gegen die beſtändigen Ausfälle der Deutſchen Feſtungswerke angeleget: ſo entſtand Koblenz, Andernach, und vermuthlich auch Ehrenbreitſtein. Auch mit kleinern Burgen, Schlöſſern und Thürmen ſuchten ſich die Römer im eroberten Lande zu decken: ſie erbauten aus dieſer Urſache Linz, Stein, Lahnſtein, Engers, Stromberg, Sayn, u. a. m. Auf dieſe Art bekam das Land ein recht furchtbares Ausſehen: die Trierer, welche ſo gerne im Freien wohnten, wurden nun hinter Thürmen und Mauern eingeſchloſſen. Bey allem dem waren ſie doch noch nicht ſo hart mitgenommen, als man glauben ſollte: die Römer betrachteten unſere Väter als Freunde und Bundsgenoſſen, ſie vertrauten ihnen die höchſten Ehrenſtellen am Hofe und beim

Kriegs=

Kriegsheere an: der trieriſche Rath wurde zu Rom beſonders geſchätzet, freundſchaftlich behandelt, und faſt bei ſeinem vorigen Anſehen gelaſſen. — So gekümmert waren die Römer, immer in gutem Einverſtändniß mit den Trierern zu leben.

Von allen Seiten ward nun unſer Land verſchönert, und mit römiſchen Gebäuden angefüllet: unter die berühmteſten Städte der damals bekannten Welt zählte man Trier, wo ſich öfters die römiſchen Kaiſer aufhielten, und ihre oberſten Beamten, die das Land in ihrem Namen regierten, zu wohnen pflegten. Es wurden recht künſtliche Waſſerleitungen, welche in langen Strecken unter der Erde durch weitſchichtige Gebirge fortliefen, im Lande angeleget, und, um die Durchmärſche der Armeen zu erleichtern, ſehr dauerhafte Landſtraßen angebauet, wovon wir noch heut zu Tage mehrere Ueberbleibſel ſehen. Die Trierer bekamen nun auch ihren Cirkus, der auſſerhalb Trier, vermuthlich da, wo heute das h. Kreutz ſtehet, ſich befand: der Cirkus war aber ein kreisförmiger Platz, mit Mauern eingeſchloſſen, wo ſie ſich im Waagenrennen und andern Spielen um die Wette übten und beluſtigten.

Das Amphiteater, oder wie wir Trierer das Ding nennen, der heutige Kaskeller, lag ebenfals auſſer Trier zur Morgenſeite. Es war ein ovalrundes Gebäude von mehreren Stockwerken und

Thürmen, welche im Grunde einen geräumigen, offenen Platz einſchloſſen, wo die Fechter zur Beluſtigung der Zuſchauer ihr gefährliches Spiel trieben, oder die gefangenen Feinde mit den hervorgelaſſenen wilden Thieren, welche allda aufbewahret wurden, ſich herumſchlagen mußten, bis ſie grauſam von ihnen zerfleiſcht und zerſtücket wurden. Noch itzt ſehen wir manche Ueberbleibſel dieſes merkwürdigen Gebäudes, welches unſern Landesleuten ſo wenige Ehre macht: das Schauerliche dieſer Trümmer, und die mancherlei Oeffnungen, welche durch den Berg gehen, und noch heute vorfindlich ſind, gaben die Veranlaſſung zu mehreren erdichteten Volksgeſchichtchen, welche man noch wirklich herumtraget.

Im Kaskeller, ſo erzählt man ſich unter andern, befindet ſich ein goldenes Kalb, welches durch einen Drachen verwahret wird: eine ſchöne weißgekleidete Jungfrau ſitzet auf dem Rande einer Pfütze, und wartet auf ihre Erlöſung, welche ihr dann zu Theil werden ſoll, wenn ſie von einem Sterblichen in dieſe Pfütze geſtürzet würde. Der Lohn nun dieſes glücklichen Erlöſers ſind alle die Schätze, welche ſich im Kaskeller befinden. — Was wir Menſchen doch nicht allerley erſinnen, und glauben können!

Von römiſcher Bauart iſt auch das heutige Alb- oder Altthor, vordem die weiße Pforte. Das Ganze war ein viereckigtes Gemäuer mit vier kreisförmigen Vorgebäuden, wovon noch mehrere

Ueber-

Ueberbleibſel vorfindlich ſind: durch dieſes Thor ſollen die Trierer eingezogen ſeyn, wenn ſie über ihre Feinde geſieget hatten; ſo wie ſie ihren Einzug durch das ſchwatze Thor ſollen genommen haben, wenn ſie geſchlagen wurden. Ein anderes Thor ſtand auch nach aller Vermuthung zur Mittagsſeite der Stadt, aber nicht eben da, wo heut zu Tage die Neupforte ſtehet: die Stadt war von dieſer Seite größer, und erſtreckte ſich vermuthlich bis dahin, wo in dem Vorſtädtchen Matheis die heutige Stadtgerechtigkeit ſich endiget. Vorzüglich ſchön war das Thor, welches an der Moſel ſtand: die goldenen Sterne und Verzierungen, welche daran angebracht waren, ſchimmerten ſowohl zur Tags- als auch zur Nachtszeit, wo ſie durch Fackeln erleuchtet wurden, den ankommenden und abfahrenden Schiffen.

Da, wo heute das adliche Frauenkloſter Irminen ſtehet, war das Fruchtmagazin der Römer: auch mehrere Fabriken und Niederlagen ihrer Waffen, Schilder, Zelten, Kleidungsſtücke, und anderer Kriegsbedürfniſſe für die Armeen befanden ſich in Trier; ja ſogar ihre Münzprägen, wo Geld geſchlagen wurde, hatten die Römer alda. Blühend und ausgebreitet war der Handel im ganzen Lande, und Trier ſtand auf der höchſten Stuffe ſeines Glanzes.

Unſere Landesleute erbauten nun ihren Gottheiten prachtvollere Tempel, auf öffentlichen Plätzen hatten ſie ihre Bildſäulen und andere Verzierungen, mit köſtlichen Denkmählern verſchönerten ſie ihre Begräbnißplätze, richteten Spitzſäulen auf, und wurden ſelbſt auch in ihren Kleidungen prachtvoller: ſie errichteten ſich kalte und warme Bäder, baueten Palläſte und angenehme Luſtſchlöſſer, wo ſelbſt die Kaiſer zu gewiſſen Zeiten gerne zu wohnen pflegten. — Wie viel iſt von allem dieſem noch übrig? Sehr wenig — die Zeit und die immerwährenden Kriege, welche unſer Land ſo hart mitnahmen, haben faſt alle Spuren davon vernichtet: und wie wenig achten wir noch dieſe ehrwürdigen Trümmer? — Wir ſtehen, wie ein gelehrter Trierer zu ſagen pflegte, auf dem Schutte unſers alten Triers.

Nichts war natürlicher, als daß ſich auch die Liebe zur Weichlichkeit bei den Trierern einſchlich. Sie verlohren vieles von ihrem geraden, biederem Weſen: ſie wurden verſchlagener, liebten weniger die Beſchwerden des Krieges, und machten ſich lieber ein Vergnügen, als daß ſie ſich mühſeligen Unternehmungen widmeten. Damals, als ſie ſchon viermal vom Feinde beſieget und ausgeplündert waren, begehrten ſie ihre Spiele zurück, und ſehnten ſich nach ihren ehemaligen Beluſtigungen. Auch ihre Sprache litt einige Veränderung: ſie redeten vordem Deutſch, wie ſie auch deutſches Urſprunges waren. Die Römer brachten nun ihre Sprache,

die

die lateiniſche, mit, welche zwar häufig geredet wurde, aber doch keinen Eingang beim gemeinen Manne fand, welcher noch immer lieber bei ſeiner Mutterſprache blieb: kaum waren die Römer fort, ſo kam auch ihre Sprache in Vergeſſenheit; einige Gegenden ausgenommen, wo, wie in dem übrigen Frankreich, die franzöſiſche Sprache, welche aus der lateiniſchen zum Theile entſtanden iſt, geredet wird. Dieſe Gegenden ſind aber ſchon eine lange Zeit vom trieriſchen Lande abgeriſſen.

In Trier war zur Römerzeit eine berühmte Schule, welche ſtark von den Ausländern beſuchet wurde: ſelbſt der h. Hieronymus hielt ſich eine geraume Zeit bei uns auf, und widmete ſich den Wiſſenſchaften. Auf der andern Seite der Moſel zeiget man noch in dem angenehmen Felſengebirge bei Pallien eine Höhle, welche von ihm ihren Namen hat, und Hieronymushöle heiſt. Beſonders geehret und gut beſoldet wurden die Lehrer der trieriſchen Schule. Ein Lehrer der Beredſamkeit hatte jährlich dreiſig Jahrgehalte — ein Jahrgehalt iſt ſo viel, als ein Menſch zu ſeinem jährlichen Auskommen brauchet — zwanzig Jahrgehalte hatte derjenige, welcher die lateiniſche Sprache lehrte, und zwölf der, welcher die Jugend im Griechiſchen unterrichtete. Am fürſtlichen Hofe war eine andere Schule, wo die Höflinge und Juriſten gebildet, und zur Landesregierung brauchbar gemacht wurden. In den Schulen der Biſchöfe wurden diejenigen unterrich-

tet, welche dem Stande der Volkslehrer ſich widme-ten: unſere erſten Biſchöfe ſchämten ſich nicht, ſelbſt die Erzieher ihrer Geiſtlichkeit zu ſeyn.

Bis dahin hatte die chriſtliche Religion wenige Anhänger in unſerm Lande: es waren zwar hier und da einzelne Menſchen, welche ſie kannten und ver-ehrten; aber nie durften ſie es öffentlich an den Tag legen, wenn ſie ſich nicht großen Mißhandlungen und grauſamen Verfolgungen ausſetzen wollten. Die heidniſchen Kaiſer ſahen die Chriſten immer als ge-fährliche Leute an, die in ihren heimlichen, nächtli-chen Zuſammenkünften Verſchwörungen gegen ihre Mitbürger und den Fürſten ſtifteten. Sie wurden überall als ſtolze, unerträgliche Menſchen, welche die Religion des Landes untergraben wollten, an-geſehen: man hatte immer ein wachſames Aug auf ſie, und war bemühet, durch mehrere harte Geſetze die neue Religion nicht aufkommen zu laſſen. Man verbrante ihre heiligen Bücher, äſcherte ihre Tempel ein, und verfolgte ihre Bekenner. So blutig wa-ren aber die Verfolgungen nicht, wie man ſie ge-wöhnlich anzugeben pflegt.

Man ſpricht auch von einer ſolchen Verfolgung, welche ſich in Trier erreignet haben ſoll: die Ge-ſchichte meldet folgendes davon: Der Kaiſer hatte erfahren, daß ſich unter ſeinem Heere viele tauſend Chriſten befanden; er gab daher den Befehl, die ſtrengſte Unterſuchung anzuſtellen, und diejenigen,

welche

welche ſich weigern würden, den Götzen zu opfern, niederzumachen. Im Trieriſchen mußte Riccio Varus, der Stadthalter des Landes, dieſen kaiſerlichen Befehl ausführen. Auf dem Marsfelde vor der Stadt ſoll es geweſen ſeyn, wo das große Blutbad angerichtet, und ein ganzer Trupp römiſcher Soldaten mit ihrem Anführer gemordet wurde, weil ſie Chriſtum nicht abſchwören wollten. Die Reihe traf nachher auch die Einwohner der Stadt ſelbſt: denn des Tages darauf ward der Burgermeiſter Palmatius mit dem trieriſchen Senate hingerichtet, und am dritten Tage endlich war des Gemetzels kein Ende: ſchaarenweiß lief die unzähliche Menge aus jedem Alter und Geſchlechte zum Gerichtsplatze, wollte die Marterkrone verdienen, und fiel durch das Schwerd des Henkers. Weiter wird gemeldet, daß die Moſel ſich ſechs Stunden abwärts bis nach Neumagen vom Blute der Erſchlagenen geröthet habe.

So lautet die Geſchichte, die nicht in allem Glauben verdienet, weil ſie manches Widerſinnige und Unwahrſcheinliche enthält: ſo gab es gewiß in unſerer Stadt zu der Zeit noch nicht ſo viele Chriſten, als alda umgekommen ſeyn ſollen: mehrere Jahrhunderte ſpäter entſtand erſt dieſe Erzahlung, da vordem von keinem Einzigen davon Meldung geſchah, und in keinem ältern Buche dieſe Geſchichte zu leſen iſt. — Woher aber die vielen Knochen, welche auf dieſem Marterplatze gefunden wurden? Ich antworte:

worte: hier war vormals einer der gewöhnlichen Begräbnißörter der alten Trierer. Aber in der Gruft des h. Paulinus liegen doch mehrere Martyrer begraben? — O ja, ob aber dieſe wirklich unter Riccio Varus, oder bei einer andern Verfolgung umgekommen, oder ob ihre Körper anderswoher zu uns gebracht worden ſind, weiß ich nicht.

Dieſe Geſchichte, ſie mag wahr oder unwahr ſeyn, gab nachher die Veranlaſſung zu den ſonderbarſten Erdichtungen des ſogenannten Stadtgeiſtes, welcher der vermeintliche Blutigel Riccio Varus ſeyn ſoll. Er erſchien ſchon öfters in verſchiedenen Geſtalten, war durch viele Jahrhunderte der Plagegeiſt unſerer Stadt, und hat ſchon manchen furchtſamen Trierer in Schrecken verſetzet. Wunderbar iſt es, daß er nur in guten Weinjahren ſein Spiel treibet, und ſeit dem Einzuge der Franzoſen ganz verſchwunden zu ſeyn ſcheinet.

Man giebt vor, ſchon unter dem h. Petrus ſeyen Eucharius, Valerius und Maternus, unſere drei erſten Biſchöfe, von Rom aus nach Trier geſchickt worden, wo ſie unſere Landesleute durch mehrere Wunder zur Annahme der chriſtlichen Religion gebracht haben ſollten. Auch dieſe Erzählung iſt erſt ſpäterhin entſtanden, und man hat wirklich Urſache, an ihrer Wahrheit zu zweifeln. So viel iſt einmal gewiß: ſie waren alle drei zu Trier Biſchöfe, aber nicht von Petrus dahin geſchickt, und kamen

ſpäter;

ſpäter; zu welcher Zeit dieſe trieriſchen Apoſtel aber lebten, wann ſie ſtarben, und in welcher Ordnung ſie auf einander gefolget ſind, iſt nicht ſo ausgemacht. Sie durften nur im Stillen die Religion, zu welcher ſie ſich bekannten, verbreiten: immer blieb ihr Anhang ſehr klein, und man denke ſich unter dieſen apoſtoliſchen Männern keine Biſchöfe, wie wir ſie heut zu Tage ſehen.

Dem Maternus leuchtete ſchon ein beſſerer Glücksſtern: der Kaiſer Konſtantius, unter welchem er vermuthlich lebte, war den Chriſten nicht ſo unhold, als ſeine Vorgänger es waren; er ſchätzte ſie, und hatte ihrer mehrere an ſeinem Hofe; Maternus konnte alſo auch ſein Apoſtelgeſchäft weiter treiben: er machte auch die Kölner und Tungern zu Chriſten.

Erſt unter dem Kaiſer Konſtantin, der ſelbſt Chriſt geworden war, bekam unſere Religion ihre völlige Ausbreitung. Er ließ die heidniſchen Tempel niederreiſſen, bauete Kirchen, und beſchenkte die Prieſter und ihre Gotteshäuſer. Er war einigemal ſelbſt zu Trier, verſchönerte die Stadt mit verſchiedenen prachtvollen Gebäuden: unedel war es aber immer von ihm, daß er einſt bei einem ſiegreichen Einzuge in Trier mehrere der gefangenen Feinde den wilden Thieren in unſerm Kaskeller vorgeworfen haben ſoll. Helena ſeine Mutter, welche auf eine auſſerordentliche Art der chriſtlichen Religion zugethan war, hatte in Trier ihren Pallaſt, und bewieß

ſich

Digitized by Google

ſich ſehr wohlthätig gegen die Kirchen. Sie machte nachher eine fromme Reiſe nach Paläſtina, brachte verſchiedene Reliquien mit, und ſchenkte mehrere davon der trieriſchen Kirche. Man zeichet noch itzt zu verſchiedenen Zeiten den frommen Wallfahrern den Rock, einen Nagel unſers Heilands, und den Körper des h. Apoſtels Mathias nebſt noch mehrern andern heiligen Gebeinen und würdigen Ueberbleibſeln, welche bei dieſer Gelegenheit nach Trier ſollen gebracht worden ſeyn.

Man will aber an der Aechtheit einiger dieſer Reliquien zweifeln, und zwar, weil es aus der Geſchichte bekannt iſt, daß Helena die drei Nägel zwar mitgebracht; aber auch bei ihrer Zurückkunft ſogleich aus dem einen ein Zaumgebiß für das Pferd ihres Sohnes verfertigen, den andern in ſeinen Helm habe verflechten laßen, um ihn ſo im Kriege gegen ſeine Feinde unüberwindlich zu machen; den dritten endlich bei einem Sturme ins Meer geworfen habe, um ſo glücklich dem Untergange zu entgehen. Woher, fragt man nun, kömmt der Nagel, welcher zu Trier gezeicht wird? — Man iſt auch kein Ketzer, wenn man die andere Frage aufwirft, wie es möglich geweſen ſey, nach einigen hundert Jahren erſt dieſe heiligen Reliquien wieder zu finden, und zwar in einem Lande, welches ſo oft vom Feinde ausgeplündert, nnd von Grund aus verwüſtet wurde. Wie doch unſere liebenswürdige Religion durch Nebendinge, welche oft zum Weſentlichen derſel-

ben

ben gemacht werden, entehret und verunſtaltet wird!

Der h. Agritius, welcher unter der Kaiserinn Helena nach Trier kam, und Biſchof ward, verwandelte den Pallaſt dieſer Fürſtinn zu einer prachtvollen Kirche, woraus nachher die heutige Domkirche entſtand. — Die Chriſten, welche nun in der Ausübung ihrer Religion nicht geſtöhret wurden, baueten eine Kirche nach der andern, und wetteiferten ſogar unter einander, recht prachtvolle Gotteshäuſer zu beſitzen: ſo entſtanden in den Vorſtädten von Trier die Kirche des h. Eucharius, welche nachher dem h. Mathias geheiliget wurde, die Kirche des h. Johannes, welche nachher in die Abtei St. Maximin verwandelt wurde, jene Kirche, wo in der Folge der Biſchof Paulinus ſeine prächtige Begräbnißſtätte bekam, und welche von ihm Paulin genannt wird, und endlich an der Moſel die Kirche der h. Mutter Maria, welche ſpäter den trieriſchen Martyrern geweihet wurde. Wann, und von welchen alle dieſe Kirchen aufgebauet wurden, hat uns die Geſchichte nicht aufbewahret. Späterhin ward die andere Kirche an der Moſel, die heutige Abtei Martin erbauet: hier ſtand vordem der Pallaſt des römiſchen Oberbeamten Tetradius: der h. Martinus, welcher ihn, und ſein ganzes Haus zur chriſtlichen Religion bekehret hatte, ſoll von ihm zur Dankbarkeit das Gebäude erhalten haben, welches dann nicht lange hernach zur Kirche wurde.

Das einſame Kloſterleben, welches in wärmern Ländern, als die unſrigen ſind, ſeinen Urſprung hatte, fieng auch nach und nach an im Trieriſchen Freunde und Anhänger zu bekommen. Die Geſchichte erzählet uns davon folgendes: zween Höflinge, welche ſich in Trier aufhielten, ſtießen einmal bei ihrem Spaziergange auf eine Einſiedelei: unterdeſſen ſie ſich einige Zeit mit dem frommen Eremiten unterhielten, bekam einer von ihnen das Buch der Lebensgeſchichte des h. Antonius, welcher der Stifter des Mönchweſens war, in die Augen, er durchblättert es mit vieler Aufmerkſamkeit, bekömmt eine beſondere Vorliebe für dieſe Lebensart, und beredet ſeinen Gefährten, mit ihm die Einſamkeit zu ſuchen: da beide verlobt waren, ſo waren ihre Bräute um ſo viel eher zu bewegen, ihnen dahin zu folgen. Dieſe einſame Lebensart ward immer allgemeiner: bei jeder Kirche gab es Leute, welche ſich ihr widmeten, die Geſellſchaft der Menſchen verließen, und die Einſamkeit ſuchten, um ja den Himmel nur nicht zu verfehlen. Da man dieſe Leute beſonders achtete, und reichlich beſchenkte, ſo war es kein Wunder, daß ſie nachher ſo angeſehen und reich wurden.

Der auſſerordentliche Glanz der Stadt Trier unter den Römern vermehrte auch das Anſehen unſerer erſten Biſchöfe. Der trieriſche Biſchof war der Erſte in ganz Gallien, behauptete den Vorſitz in den Kirchenverſammlungen, und hatte ſeine Unterbiſchöfe, welche ihn als ihren Oberhirten oder

Erz=

Erzbiſchof erkannten: ſeine Kirche ward die Mutterkirche mehrerer andern, welche derſelben ihren Urſprung zu verdanken hatten, und aus Dankbarkeit ihr verſchiedene Vorrechten einräumten. Unſere erſten Biſchöfe verdienten es allerdings, daß ſie allenthalben beliebt und geſchäzt waren, und daß ſelbſt die römiſchen Kaiſer ſie in den wichtigſten Geſchäften und Angelegenheiten brauchten. Sie waren nämlich gelehrte, aufrichtige und untadelhafte Männer, Eiferer für das Haus Gottes und von der ſtrengſten Lebensart.

Der h. Maximinus, welcher auf den Agritius folgte, ſtarb auf der Reiſe, die er in Geſchäften des Hofes nach Konſtantinopel unternommen hatte. Seine Leiche wurde nach Trier gebracht, und in der Kirche, welche ſich von ihm Maximin nennet, niedergeleget. Auf ihn folgte Paulinus; dieſen verfolgte wohl ſein Unglücksſtern. — Zu dieſer Zeit fing man nämlich in der chriſtlichen Kirche an, die Andersdenkenden zu verfolgen: nun gab es Leute im Morgenlande, welche eine beſondere Meinung von der Perſon Jeſu hatten: man nannte ſie Arianer. Ihre Lehre wurde von vielen angenommen; aber alle diejenigen, welche ſie annahmen, wurden verfolget, und mußten das Land räumen: ſolcher Flüchtlinge hielten ſich auch damals mehrere im Trieriſchen auf. Der Kaiſer ſchüzte ſie, und verjagte den Biſchof Paulinus, welcher der geſchworenſte Feind und Widerſager derſelben war. Recht

unglück=

unglücklich irrte er nun herum, predigte in entfernten heidniſchen Ländern das Evangelium, und ſtarb zuletzt von Kummer und Mangel aufgezehrt. Sein Körper ruhet auſſerhalb Trier zwiſchen den Gebeinen mehrerer heiligen Martyrer in einer beſondern Gruft.

Bei Gelegenheit dieſer Verfolgungen kam der h. Athanaſius nach Trier, wo er Schutz ſuchte, und ſich eine geraume Zeit aufhielt. Der h. Ambroſius, welcher nach aller Vermuthung in Trier gebohren ward, da ſein Vater als römiſcher Beamte allda wohnte, kam ebenfalls zur Zeit dieſer allgemeinen Ketzerverfolgungen in Geſchäften des römiſchen Hofes in ſeine Vaterſtadt: unvergeßlich machte ſich dieſer würdige Biſchof durch ſeinen freimüthigen und unerſchrockenen Ton, womit er in Trier vor dem Throne des Tirannen Maximus ſein Geſchäft betrieb, und ihn des Meuchelmordes beſchuldigte.

Die römiſchen Kaiſer hielten ſich immer gerne zu Trier auf, um in der Nähe zu ſeyn, wenn die Deutſchen über den Rhein ſetzten, und im Reiche raubten und plünderten. So hielt der Kaiſer Valentinian, der zu Conz ſein Sommerſchloß hatte, einmal mit ſeinem Sohne Gratian einen ſiegreichen Einzug in Trier, und ließ den prächtigen Triumphbogen erbauen, wovon wir noch einige Ueberbleibſel an der Moſel ſehen.

Da

Da die Kaiſer und ihre Beamten zuletzt nicht mehr ſicher genug in Trier wohnen konnten, ſo zogen ſie tiefer in Frankreich nach Arles. — Zu dieſer Zeit, nämlich im vierten Jahrhunderte, lebte auch in Trier der berühmte Auſonius: er war anfänglich der Erzieher der kaiſerlichen Prinzen, und kam nachher zu großen Ehren: er wird uns immer wegen dem ſchönen Liede, worinn er die Moſel und ihre Gegenden beſang, ſehr werth bleiben. — Noch blieben die Trierer den Römern furchtbar: ſo ſchloſſen ſie einmal im J. 355. dem Kriegsheere des Magnentius, welcher ſich zum Kaiſer aufwarf, die Thoren; ſie mußten ſich aber bald ergeben, und verlohren ihren Anführer Pömenus, welcher mit noch mehrern andern unter dem Schwerde des Henkers verbluten mußte.

Zur ſelbigen Zeit gab es noch andere Ketzer im Lande, welche von ihrem Anführer Priſcilianer genannt wurden: ſie waren aus Spanien, und wurden vor den Richterſtuhl des Kaiſers, welcher damals zu Trier wohnte, gezogen. Der Kaiſer wollte ſogleich mit Feuer und Schwerd gegen ſie ausziehen; auch die Biſchöfe Galliens dachten ſo wenig chriſtlich, daß ſie ſelbſt verlangten, man ſollte ſtrengere Maaßregeln gegen dieſe Leute gebrauchen. Der h. Martinus und Ambroſius, welche zu dieſer Zeit in Trier ſich aufhielten, waren aber einer ganz andern Meinung: ſie trennten ſich von den Biſchöfen, welche ſo grauſam ſeyn konnten, und

bewo-

Digitized by Google

bewogen den Kaiſer, in ſeiner Wuth etwas inne zu halten. Doch wie bald waren die wohlgemeinten Vorſtellungen dieſer zween würdigen Biſchöfe vergeſſen: Priſcilian ward das Opfer ſeiner Feinde, und mit noch mehrern ſeiner Anhänger in Trier hingerichtet. Dieſes war das erſte Ketzerblut, welches in unſern Mauern vergoſſen ward: o wäre es auch das letzte geweſen! — Die Trennung unter den Biſchöfen ward nachher ſo groß, daß Felix, welcher damals der trieriſchen Kirche vorſtand, aus ihrer Gemeinſchaft ausgeſchloſſen ward: er wich auch zuletzt ſelbſt ſeinen Verfolgern aus dem Wege, und brachte ſeine letzten Tage in der Einſamkeit zu.

Die Deutſchen, welche ſchon oft die Römer in ihren Wohnſitzen angegriffen hatten, wurden nun täglich zudringlicher: das Reich war zu ſchwach, ihnen länger Widerſtand zu thun; ſelbſt die Kaiſer mußten ihnen oft die ſchönſten Strecken Landes einräumen, und ungeheure Summen bezahlen, um auf einige Art vor dieſen ungeladenen Gäſten Ruhe zu haben. Die Herrſchaft der Römer war überall verhaßt und unerträglich geworden: ewige Erpreſſungen, ungeheure Abgaben, gewaltſame Werbungen, die größten Ungerechtigkeiten und Schandthaten, welche die Beamten begiengen, brachten die Unterthanen des Reichs zur Verzweiflung. Die Franken, welche auch Deutſche waren, und ſich ſchon öfters im Reiche hatten ſehen laſſen, machten endlich der drückenden Herrſchaft der Römer ein Ende.

Bei

Bei dieſer Gelegenheit ward Trier öfters hart mitgenommen, ausgeplündert, und von grundaus verwüſtet. Einmal riefen die Trierer ſelbſt die Franken über den Rhein, um ſich an einem Bubenſtücke des Kaiſers Jovinus zu rächen. Dieſer hielt ſich einige Zeit in Trier auf, und ſtellte ſich krank: die Weiber der trieriſchen Rathsherrn mußten ihm nun auf ſeinen Befehl ihren Beſuch machen. Vor allen ſtach ihm das Weib des Lucius in den Augen; nichts war alſo natürlicher, beſonders für einen Kaiſer, als daß er ſeine Wohlluſt befriedigte. Beſchimpft und entehrt ſchickte er ſie am Morgen ihrem Manne zurück: dieſer fand ſich aufs äußerſte beleidiget, ſann auf Rache, rief die benachbarten Franken ins Land, und beſtrafte den Ehebrecher. — So kamen dann die Trierer im J. 463 unter die Herrſchaft der Franken, welche ein großes Reich ſtifteten, das noch heut zu Tage von ihnen Frankreich heißt.

Unter den Franken erhielt alles wieder ſo ziemlich eine andere Geſtalt: ſie theilten ihre Beſitzungen in Pflegen, oder Gauen ein, welche mehrere Dorfſchaften und zerſtreuten Landhäuſer unter ſich begriffen. Der Oberrichter des Gaues war der Graf, oder der Graue, welcher vermuthlich daher ſeinen Namen hatte, weil er aus den Aelteſten gewählet wurde: dieſer Graf hatte wieder ſeine Unterrichter und Schöpfen, oder Scheffen. Die Herzogen hatten ſchon mehr zu ſagen: ſie

waren über mehrere Gauen geſetzet, und hatten im Kriege die Obergewalt über die Armeen. Die Gauen bekamen meiſtens ihre Benennungen von einem Fluſſe, einem Walde oder einem berühmtern Orte, welcher ſich darinn befand: ſo war bei uns der Saargau, Nitgau, Bliesgau, Moſelgau, Lahngau und Nahgau: lauter Namen von größern und kleinern Flüſſen im Lande. Im Ardennen- oder Kohlenwalde lag der Ardennengau: der Mayengau bekam ſeine Benennung von dem bekannten Orte Mayen, welcher auf dem Mayenfelde liegt; ſo wie der Bedgau, der unſerer Hauptſtadt am nächſten war, von dem Orte Bedá, welcher das heutige Bedburg iſt, benennet ward.

Die Grafen auf dem Hunsrücken wurden von der unfreundlichen Gegend, welche ſie bewohnten, Wildgrafen, Rheingrafen oder auch Rhaugrafen genannt. — Dieſe neuen Herzogen und Grafen erhielten lebenslänglich vom Könige beträchtliche Beſitzungen, wodurch ſie reichlich genähret wurden. Sie fingen nachher an, dieſe Güter als ihr Eigenthum zu betrachten, hinterließen ſie ihren Kindern erblich, behielten noch ihre Namen bei, da ihre Bedienungen ſchon eingezogen waren, und wurden mächtige und angeſehene Leute, welche es den Fürſten gleich thaten.

Die

Die ganze Verfaſſung unſers Landes bleibt immer räthſelhaft, wenn man nicht ein wenig ihrem Urſprunge nachforſchet. Anfänglich waren alle Güter in den Händen des Fürſten und des Adels: der gemeine Mann war ſelten mehr als Knecht, welcher dieſe Güter anbauete, oder, wenn er die Früchten davon einſammelte, ſeinem Gutsherrn beträchtliche Abgaben geben mußte. Woher dies nun?

Sehet! das kam daher: Die Länder, welche damals meiſtens mit Gewalt in Beſitz genommen wurden, vertheilten die Anführer blos unter ſich: ſie übergaben zwar auch beträchtliche Stücke davon ihren Soldaten; doch blieben ſie immer die eigentlichen Herrn des Landes. Der gemeine Mann war von der Theilung ausgeſchloſſen, und nur dazu beſtimmt, der Anbauer dieſer Ländereien zu werden; denn der Kriegsmann, welcher immer die Waffen trug, ſchämte ſich hinter dem Pfluge zu gehen. So entſtand dann der Bauernſtand, deſſen Lage anfänglich ſehr drückend war, und der oft weniger beneidenswerth war, als ſein hagerer Ochs, welcher dies harte Schickſal mit ihm theilte. Der Landmann war leibeigen, wurde mit dem Gute verkauft und vertauſcht, in ſeinen Kindern erzog er ſeinem Gutsbeſitzer neue Knechte, ohne die Erlaubniß ſeines Herrn durfte er nicht heirathen, ſtarb ſein Weib, ſo waren ihre beſten Kleider dem Gutsmanne, und that er ſelbſt die Augen zu, ſo fiel ihm ſein beſtes Stück Vieh anheim.

In dieſer Verfaſſung liegt nun der Grund von den mancherlei Abgaben, Zinſen und Frohndienſten, welche die meiſten Dorfſchaften ihren Gutsbeſitzern noch itzt entrichten müſſen: daher die Benennungen von mehrern Oertern, welche auf **Weiler** ausgehen; z. B. **Trierweiler**, **Gutweiler**, **Butzweiler**, **Nonnweiler**, **Waldweiler** u. ſ. f. **Weiler** bedeutet nämlich einen **Hof**: da, wo itzt dieſe Dorfſchaften ſtehen, waren ehedem Hofhäuſer, deren Bewohner das Land ihres Herrn unter gewiſſen Bedingungen anbauten: da ſie ſich nachher weiter ausdehnten, ſo bildeten ſie ganze Dorfſchaften. — Die Gutsherrn wurden in der Folge etwas gelinder, hoben manche Laſten ihrer Bauern auf, und ſchenkten ihnen die Freiheit: nur die geiſtlichen Herren waren hierinn härter; dann auch noch ſpäter hielten ſie ihre Knechte und Leibeigenen bei. — Man nannte dieſe Leute damals **arme Leute**; und das zwar mit Recht.

Es entſtanden auf dieſe Art mehrere Klaſſen von Leuten: unter den **höhern Adel** rechnete man die Herzogen und Grafen, unter dem **niedern** begriff man die **freien Leute**, welche entweder ihre eigenen Beſitzungen hatten, oder vom Könige Ländereien erhielten, um für ihn ſich aufzuſetzen, und in den Krieg auszuziehen, wenn es nothwendig war. Zum **dritten** Stande gehörten die Geiſtlichen, welche dem Adel gleich geſchätzet wurden, und mehrere Vorrechten erhielten: dann kam

der

der Bauern- und Leibeigenſtand. Der Städter hatte vordem kein beſſeres Schickſal, als der Landmann: er zog in die Stadt, um allda mancherlei Gewerbe und Handthierungen zu treiben, und zur Vertheidigung der feſten Plätze und Burgen zu dienen. Die Städte erhielten nachher manche Freiheiten und Vorrechten, wodurch ihre Macht und ihr Anſehen sehr ſtieg.

Unter den Franken blieb Trier ſo ziemlich bei ſeinem vorigen Glanze: die Könige hielten ſich ſelten eine lange Zeit darinn auf, hatten keinen bleibenden Sitz, und zogen im ganzen Lande herum. Im weiten Reiche lagen ihre Burgen und Höfe zerſtreuet: wo ſie hinkamen, fanden ſie und ihr Hofſtaat Obdach, und reichlich für ihre Bewirthung geſorget. Im Trieriſchen gab es dieſer Königshöfe mehrere: einer lag in der Stadt Trier, wo noch heut zu Tage der kurfürſtliche Pallaſt ſteht: hier wohnten zur Zeit die Grafen; weswegen dieſer Ort noch itzt zur Grafſchaft oder zum Graben genennet wird. Der zweite Königshof in Trier ſtand zu Oehren, wo heute ein adliches Frauenkloſter iſt: auch Pfalzel, Epternach, Dezem, Koblenz, Andernach, Boppard, Weſel, Prüm und Schönecken waren ehedem Maierhöfe der fränkiſchen Könige. Der Lieblingsaufenthalt der deutſchen Fürſten war die Eifel: hier hatten ſie den großen Kohlenwald vor ſich, wo ſie ihre Jagdbelnſtigungen trieben.

Unter der neuen deutſchen Regierung kam auch eine andre Verfaſſung ins Land: die Geſetze wurden einfacher und nicht ſo gekünſtelt, als die römiſchen es waren: die Grafen und Schöpfen richteten mehr nach Billigkeit und alter deutſchen Landesſitte; die vorige Einrichtung unter den Römern war daher gar bald vergeſſen. Die Geiſtlichkeit nur hatte noch eine beſondere Anhänglichkeit an die alten Geſetze, und ſuchte ſie beizubehalten; vermuthlich weil ſie ſich beſſer dabei befand. — Die neuen Herrn des Landes waren zwar nicht ſo weichlich und verzärtelt als die Römer, aber um ſo viel mehr grauſam argliſtig und meineidig.

Auf eine auſſerordentliche Art ſtieg zu dieſer Zeit die Macht und das Anſehen der Geiſtlichkeit: die Fürſten und Groſſen wetteiferten unter einander, die Kirchen und Klöſter reichlich zu beſchenken. Dieſe beſondere Freigebigkeit hatte meiſtens darinn ihren Urſprung; weil die Biſchöfe und ihre Geiſtlichen in einem ſehr großen Rufe der Gelehrſamkeit und Frömmigkeit ſtanden, und zu den wichtigſten Staatsämtern gebraucht werden konnten: öfters giengen auch ſelbſt Fürſtenſöhne und Töchter in die Klöſter; dieſe kamen dann ſelten mit leerer Hand, und machten reichliche Schankungen. Andere machten, wie ſie in ihren Briefen vorgaben, dieſe frommen Stiftungen aus Liebe zu ihrem Gott, um den Himmel nicht zu verfehlen, eine oder die andere Sünde abzubüßen, eine glückliche und ruhige Regierung zu er-

lan-

langen, oder endlich um ſich eine zahlreiche Nachkommenſchaft vom Himmel zu erbitten. Auch pflegte man ſchon damals die verſchiedenen vorgeſchriebenen Bußübungen der Sünder mit Geld einzulöſen, welches ebenfals beträchtliche Reichthümer in unſere Kirche brachte.

Unſere Erzbiſchöfe kamen ſchon frühe aus der Gewalt der Herzogen und Grafen, wurden unabhängig von jeder weltlichen Macht, und ſtanden nur unter dem Könige. Sie gaben ſich nicht ſelbſt mit der Regierung ihrer Leute und Güter ab, ſondern hatten ihre Vögte, welche darüber wachen mußten: dieſe Vögte wurden nachher ſehr mächtig, und machten den Erzbiſchöfen vieles zu ſchaffen. So vermehrten ſich dann immer auf eine anſehnliche Art die Beſitzungen unſerer Biſchöfe, welche anfingen, ſich wie Fürſten zu betragen, Geld ſchlugen, Zölle anlegten, und Jahrmärkte hielten. — Anfänglich wurden ſie vom Volke und der Geiſtlichkeit zugleich gewählet, und vom Könige beſtättiget: nachher bekam die Sache eine andere Geſtalt, wie wir weiter ſehen werden.

Die Geiſtlichen in den Städten führten damals ein gemeinſchaftliches Leben, hatten ihre beſondere Regel, und verſammelten ſich zu gewiſſen Zeiten des Tages, um ihren Gott zu loben: dies waren dann die Tagesordnungen, woraus unſer heutiges Brevier noch beſtehet. Dieſe Geiſtlichen, welche ſo ge-

gemeinſchaftlich zuſammen lebten, nannte man Canonici oder Regelherren. So wohnten auch unſere Biſchöfe mit ihrer Geiſtlichkeit unter einem Dach und Fach: und dies iſt dann der älteſte Urſprung des heutigen trieriſchen Domſtiftes. Die Geiſtlichen zu Paulin, auf dem Münſtermennfelde, zum h. Kaſtor in Koblenz und in Limburg an der Lahn folgten ſogleich dieſem Beiſpiele, und ahmten die gemeinſchaftliche Lebensart nach. Da ihnen nachher dieſe Trennung von der übrigen Welt nicht mehr gefallen wollte, ſo gingen ſie wieder auseinander, und vertheilten die gemeinſchaftlichen Einkünfte unter ſich.

Die ſchön gezierten Gotteshäuſer, welche Palläſten ähnlich ſahen, und der regelmäßige Chorgeſang der Geiſtlichen, welcher nun eingeführt ward, und durch die Kloſterherren von Metlach ſeine beſondere Vollkommenheit erhielt, trugen auch vieles zum Glanze der Kirchen und ihrer Diener bei. Die Orgel, welche bald darauf auch ins Land gebracht ward, begleitete auf eine angenehme Art dieſen neuen Geſang. Hier will ich nicht ſagen, in wie weit dadurch die innere Andacht der Chriſten vermehrt oder vermindert wurde: das Aug und Ohr des Laien mag zwar angenehmer dabei beſchäftiget geworden ſeyn; aber das Herz blieb doch ſo oft dabei kalt und leer.

Man

Man kann es ſich auch erklären, warum bei unſerm heutigen Kirchendienſte und den übrigen Ceremonien die lateiniſche Sprache noch beibehalten ward. Da die Römer noch im Lande wohnten, war ihre Sprache faſt die gangbarſte; natürlich alſo, daß man ſie auch beim Kirchendienſte einführte. Da die Römer weg waren, behielt man doch noch ihre Sprache bei, weil die deutſche noch ſo roh, ſo arm an Worten und faſt gar nicht ſchreibbar war. Als Karl der Große gar den lateiniſchen Geſang einführte, ſo war und blieb unſer Kirchendienſt lateiniſch, welches für den gemeinen Mann, der dieſe Sprache nicht verſtehet, wenig verſtändlich und erbauend iſt.

Unſere Biſchöfe erhielten auch in ihrem Dienſte manche Aushelfer: ſo hatten ſie ihre Chor- oder Landbiſchöfe, ihre Archidiakonen oder Oberdiener und ſpäter ihre Weihbiſchöfe, welche ſowohl in den Städten als auf dem Lande das Amt des Biſchofs vertreten mußten. Die Geiſtlichkeit, welche vordem nur von den Opfern und milden Gaben der Gläubigen lebte, bekam nun auch das Zehntrecht, mit der ſchönen Verfügung, daß der eine Theil zum Unterhalte der Prieſter, der zweite für die Aufrechthaltung des Gotteshauſes, der dritte endlich zur Unterſtützung der Armen beſtimmt ſeyn ſollte. Man vergaß aber bald dieſe ſchöne Einrichtung, und trieb mit den Kirchengütern die ungerechteſten Schleich- und Tauſchhändel.

Dieſes

Dieſes, und noch manches andere, mag auch die Urſache geweſen ſeyn, daß ſich das Anſehen der Geiſtlichen nach und nach immer mehr verminderte: man beneidete ihren Reichthum, verachtete ihre Dummheit, und haßte ihre Ausſchweifungen. Jeder Junker, welcher gerne einen Schloßkaplan haben wollte, ſchnitt einem ſeiner Knechte die Haare ab, ließ ihm nach einigem Unterrichte vom Biſchofe die Weihe geben, und gebrauchte ihn nach wie zuvor auf der Jagd und bei ſeinen Pferden im Stalle zu verſchiedenen niedrigen Dienſtleiſtungen. Die Biſchöfe zogen meiſtens ſelbſt mit ihren Leuten in den Krieg, und lebten oft Jahre lang von ihrer Gemeinde getrennet. Die Geiſtlichen liebten mit der größten Ausſchweifung die Jagd, hielten ihre Kuppelhunde, hatten ihre Stoßvögel, und giengen wie die Kriegsleute meiſtens bewaffnet. Man machte zwar mehrere Verfügungen dagegen; doch meiſtens vergebens.

In dieſen Zeiten fieng es auch an, ſehr finſter auszuſehen: man fand im geiſtlichen Stande öfters Männer, welche kaum die lateiniſche Sprache leſen, und ihre Namen leſerlich ſchreiben konnten. An einen reinen, vernünftigen Religionsunterricht war nicht zu denken: Aberglauben und Dummheit nahm überhand, und das ſchöne Chriſtenthum ward verunſtaltet; daher der allgemeine Haß der Weltlichen gegen die Geiſtlichen: und dies dann auch die Urſache, daß die Kirchengüter ſo manchen Plünde-

rungen

rungen und Gewaltthätigkeiten ausgeſetzet waren, daß oft die Bannflüche nicht hinreichten, um die Räuber abzuſchrecken, und die Biſchöfe zum Schwerd greifen mußten, um ihre Kirchen zu ſchützen.

Am höchſten ſtieg zu dieſen Zeiten das Anſehen und der Reichthum der Klöſter. Es wurde eins nach dem andern im Lande errichtet: alle ſtanden ſie unter der Regel des h. Benedikts. Mehrere trieriſchen Biſchöfe waren vor ihrer Erhöhung Mönche geweſen, und brachten oft ihre letzten Tage wieder zwiſchen den Kloſtermauern zu, um ſo ungeſtöhret vom Weltgetümmel dem Tode entgegen zu harren. Viele dieſer Klöſter wurden in der Folge der Gerichtsbarkeit der Grafen entzogen, ſtanden unmittelbar unter dem Kaiſer, und erhielten nebſt andern anſehnlichen Privilegien das Zoll- Markt- und Münzrecht. Ihre Aebte wurden zuletzt ſogar Stände des deutſchen Reiches, betrugen ſich wie die Biſchöfe, und thaten es den Fürſten gleich.

Wie viele es nun auf der einen Seite gab, welche ſo auſſerordentlich freigebig gegen die Klöſter geweſen ſind, ſo waren auf der andern Seite wieder eben ſo viele, welche ihnen manchen Abbruch thaten, ſich mit Gewalt in ihre Güter ſetzten, die Mönchen plagten, und ſie nach Willkühr beherrſchten. — Die Kloſterherrn beſchäftigten ſich anfänglich auf mancherlei Art, einige mit nützlichen Handarbei-

arbeiten, mit Anbauung von ganzen unfruchtbaren Strecken, andere mit dem Bücherabſchreiben und dem Unterrichte der Jugend, und wieder andere mit ſchönen Künſten und nützlichen Wiſſenſchaften. So gab es dann unter ihnen immer recht brauchbare Leute, bei denen man in den finſterſten Zeiten oft groſe Gelehrſamkeit antraf.

Der trieriſche Biſchof Cyrillus erbauete im J. 455 an die Kapelle des h. Eucharius das Kloſter, welches von ihm ſeine erſte Einrichtung erhielt, und nachher wegen ſeiner Schule und den gelehrten Männern, welche ſich in ſelbiger hervorthaten, ſo berühmt ward. — Einige Jahre nachher erneuerte und verſchönerte der Biſchof Marus die ſchadhafte Kirche des h. Paulinus. Von ihm hat ein Theil der trieriſchen Vorſtadt die Benennung Mar erhalten. Im ſechſten Jahrhunderte lebte im Trieriſchen ein Geiſtlicher, welcher in einem beſondern Rufe der Heiligkeit ſtand, und ein groſes Aufſehen erregte: es war der h. Goar, dem man einmal das trieriſche Biſchthum antrug, welches er aber ausgeſchlagen haben ſoll. Er ſtiftete am Rhein ein Hospital nebſt einer Kirche, welches von ihm noch itzt St. Goar genennet wird. Es kam nachher mit dem Königshofe, welcher ſich alda befand, an das Kloſter in Prüm. In der Folge entſtanden deswegen mehrere Strittigkeiten zwiſchen dem Abte und dem trieriſchen Biſchofe, welche aber alle zu Gunſten

ſten des Kloſters von Karl dem Großen beigeleget wurden.

Im Jahr 527. ſaß der h. Nicetius, ein beſonderer Eiferer für die Reinheit der Sitten in ſeiner Kirche, auf dem trieriſchen Stuhle. Den fränkiſchen König, welcher des Ehebruches beſchuldiget ward, bannte er aus der chriſtlichen Gemeinde, und ſoll ſogar an einem Sonntage, da der König ungeachtet des biſchöflichen Verbothes der Meſſe der Gläubigen beiwohnen wollte, ſo lange am Altare eingehalten haben, bis der Gebannte die Kirche verließ Dieſer aufferordentliche Eifer für das Haus Gottes machte ihn bei dem königlichen Hofe ſo verhaßt, daß er aus ſeinem Biſchthume entweichen, und unglücklich im Elende herumirren mußte: erſt nach dem Tode des erbitterten Königs durfte er wieder zurückkehren. Er erbauete an der Moſel ein prachtvolles Schloß mit 30 Thürmen, ſchönen Marmorſäulen und einer künſtlichen Waſſerleitung. Man vermuthet, es ſey das heutige Biſchofſtein, wovon noch mehrere Ueberbleibſel ſichtbar ſind.

Magnerikus wurde im J. 573 Biſchof zu Trier: er war ein beſonderer Freund und Verehrer des h. Martinus, und errichtete ihm zu Ehren mehrere Kirchen: eine nämlich am Moſelufer bei Trier, wo itzt noch das Benediktiner Kloſter St. Martin ſtehet, welches von ihm ſeine erſte Verfaſſung erhielt. Die andere bauete er nicht weit davon auf

dem

dem Marsberge, oder dem heutigen Kreuzgen, wohin nachher die Kloſterfrauen der h. **Katharina**, welche ſpäter in Trier ſich niederließen, geſetzet wurden: man findet itzt kaum eine Spur mehr davon. Ich vermuthe, daß die Kapelle zu **Guſterath** ohnweit Trier nach dem Verfalle dieſes Kloſters den h. Martinus als den Pfarrpatron des Ortes aufgenommen habe. Die dritte ſtiftete er zu **Carden** an der untern Moſel.

Unter dem **Modoaldus**, welcher im J. 622 trieriſcher Biſchof ward, ſchlich ſich auch eine auſſerordentliche Liebe zum einſamen Kloſterleben unter das züchtige Frauengeſchlecht ein. So wurden die Königshöfe Oehren und Pfalzel unter ihm zu Frauenklöſter, welche ebenfals die Regel des h. Benedikts erhielten, umgeſchaffen. In dem erſtern war **Irmina**, in dem andern **Adhela** Vorſteherinn: beide aus königlicher Familie. Ein drittes Nonnenkloſter bauete Modoaldus in die Nachbarſchaft von St. Martin, ſetzte ſeine Schweſter als Abtiſſinn daſelbſt an, und wollte nach ſeinem Tode auch dahin begraben werden. Dieſes Kloſter hatte nachher mit noch mehrern andern ein gleiches Schickſal, und wurde in einen Steinhaufen verwandelt.

Zu dieſer Zeit gab es auſſerordentlich viele andächtigen Männer, welche ihren einzigen Troſt in der Einſamkeit ſuchten, die ſtürmiſche Welt verließen, und ſich in Einöden verkrochen. So lebte nach

aller

aller Vermuthung damals der h. Wendelin: er ſoll zu erſt als Hirt bei Trier die Schafe gehütet haben, nachher aber, wie man vorgibt, Abt zu Tholey geworden ſeyn. Banto und Beatus, zween trieriſche Prieſter, flohen ins vogeſiſche Gebirg, und ſchlugen alda ihre Einſidelei auf: die Gebeine des erſtern wurden in der Folge zu Trier in der Kapelle, welche von ihm ihren Namen führet, niedergeleget. Der berühmte Eremit Paulus, welcher nachher Biſchof ward, wohnte jenſeits der Moſel auf der Abendſeite der Stadt Trier. Einige wollen haben, daß von ihm, nicht aber vom Apollo der Polsberg ſeinen Namen führe. Selbſt der trieriſche Biſchof Hildulphus verließ mit noch einigen andern ſeiner Geſellen ſein Vaterland und Biſchthum, ſuchte ſich ein einſames Plätzgen auf dem Vogeſus, und ſtarb alda.

Unter dem Biſchofe Baſinus, welcher im J. 671 gewählet wurde, kam der h. Willibrod, der Apoſtel und Bekehrer der Holländer, nach Trier, wo er ſehr freundſchaftlich aufgenommen, und unterſtützet wurde. Er errichtete das in der Folge ſo berühmt gewordene Kloſter Epternach, wo auch ſeine Leiche ruhet. Jährlich ehrte man ihn nachher alda durch die Prozeſſion der tanzenden Heiligen, wobei die frommen Pilgrime bis zum Tollwerden und Niederſinken dem Heiligen zu Ehren umherſprangen: im Unterlaſſungsfalle glaubte man, daß das Vieh in den Ställen die Springſucht bekom-

bekommen würde. Zu Mergen bei Trier an der Moſel führte er eine beſtändige Mönchsregel ein, und traf noch viele anderen nützlichen Verfügungen in unſerm Lande.

Im J. 713 ſaß Milo, ein Sohn des Biſchofs Lutwinus, auf dem trieriſchen Stuhle. Er war ſelbſt nie Prieſter geweſen, ſondern hatte nur die Tonſur empfangen: das iſt, er ward nur geſchoren; die Tonſur war aber der erſte Grad zur geiſtlichen Würde, und mußte jeder Weihe voraus gehen. Die Geſchichte ſchildert dieſen Milo als den größten Plageteufel des trieriſchen Landes, der ganze vierzig Jahre hindurch die Kirchen ausplünderte, die Unterthanen ausſaugte, die größte Sittenloſigkeit verbreitete, und ungeſtöret jeden möglichen Unfug trieb. Zum Glücke der Trierer lebten damals Willibrod und der Apoſtel der Deutſchen, der h. Bonifacius, welche der gedrückten Kirche recht väterlich beiſtanden. Eine Volksmähre erzählte nachher, daß Milo einſt auf der Jagd, welche er auſſerordentlich liebte, von einem wilden Schweine zerriſſen worden ſey; daher noch von ihm der Wald bei Erang unter Trier, wo er nach dieſer Erzählung ſo unglücklich umkam, Milowald heißen ſoll.

Um dieſe Zeit wurde auch das berühmte Benediktiner Kloſter zu Prüm in der Eifel errichtet. Eine reiche Wittwe, Bertrada mit Namen, legte

legte den Grund dazu, und der König Pipin vollendete es. Dieſes Kloſter ward die Pflanzſchule ſo vieler würdigen und gelehrten Männer, und wurde gar bald, eben ſo wie jenes zu Maximin, der Gewalt der weltlichen Richter entzogen, und als unmittelbar erkläret.

Unter Karl dem Großen, welcher ein vortrefflicher Fürſt war, und auch wieder den Kaiſertitel, der ſchon lange in Vergeſſenheit gerathen war, annahm, erſchienen die Sachſen, ein noch wildes Volk aus dem nördlichen Deutſchlande, an dem Rhein, verbreiteten wo ſie hinkamen Furcht und Schrecken, plünderten einen Theil des trieriſchen Gebiethes rein aus, und ſchonten keines Alters und Geſchlechtes. — Unter dieſem Kaiſer blüheten auch die Künſten und Wiſſenſchaften wieder etwas auf: er ſchätzte die Gelehrten, und machte die ſchönſten Landesgeſetze, ſeine Unterthanen recht glücklich zu machen, und die Sitten der Geiſtlichen zu verbeſſern. Nur dies können wir Trierer ihm nicht zu Gute halten, daß er die ſchönſten Bildſäulen, die merkwürdigſten Denkmäler und die koſtbarſten Verzierungen aus unſerm Lande nach Aachen ſchlepte, um dieſe ſeine Lieblingsſtadt recht zu verſchönern.

Zu dieſer Zeit lebte auch der berühmte trieriſche Biſchof Amalharius, der vom Kaiſer Karl ſehr geſchätzet, zu mehrern Geſchäften gebrauchet, und ſo gar einmal als Geſandter zum Kaiſer ins Morgen-

D land

land abgeſchicket wurde. Amalharius war ein großer Freund der Wiſſenſchaften, und ein ſtarker Eiferer für gute Kirchenzucht. — Karl war ſehr freigebig gegen ihn und ſeine Kirche: man zeiget zu Maximin ein recht künſtlich geſchriebenes Buch der vier Evangeliſten mit goldenen Buchſtaben und den reichlichſten Verzierungen, welches Ada die Schweſter Karls dahin verſchenket haben ſoll.

Der Sohn Karls, Ludwig der Fromme, war noch wohlthätiger gegen die trieriſche Kirche, als ſein Vater. — Unter ihm erbauete der damalige trieriſche Biſchof Hetti die berühmte Stiftskirche zum h. Kaſtor in Koblenz, wohin er die Gebeine dieſes Heiligen von Carden, wo ihm zu Ehren ſchon früher der Biſchof Weomadus eine Kirche errichtet hatte, bringen ließ. Ludwig unternahm ſelbſt mit der ganzen königlichen Familie eine Wallfahrt zu ſeinem Grabe, machte dem Heiligen viele reichlichen Geſchenke, und hielt ſich einige Tage in Koblenz auf: wie er und ſeine Söhne dann öfters gerne im Trieriſchen wohnten.

Ludwig war ein beſonderer Freund der Geiſtlichen, und ſchenkte ihnen ſein ganzes Zutrauen. Den Heliſachar, Abt zu Maximin, ſchickte er als Geſandten nach Spanien, und ſetzte ihn ſo gar über einen großen Strich ſeiner Länder. Dem Markuard, Abt zu Prüm, trug er die Geſandſchaft an ſeinen Sohn Lothar auf: Hetti mußte an

dem

dem Sterbebette dieſes allzuguten und unglücklichen Königes ſeyn, dem ſeine eigenen Söhne recht das Leben verbitterten.

Da das Reich nachher unter die Söhne Ludwigs getheilt wurde, ſo kam Trier zu den Beſitzungen, welche man Lotharingen hieß; und das zwar aus der Urſache, weil ſie unter dem Kaiſer Lothar ſtanden, welchem ſie bei der Theilung zufielen. Dieſer Lothar legte nachher aus Ueberdruß wegen dem Unrechte, welches er ſeinem Vater zugefüget hatte, die Krone nieder, und wanderte in das Kloſter zu Prüm, wo er auch bald darauf ſtarb. Im J. 860 war in Koblenz die berühmte Zuſammenkunft der drei fränkiſchen Könige Lothar, Ludwig und Karl, bei welcher auch mehrere Biſchöfe zugegen waren: man ſöhnte die alten Beleidigungen aus, und machte für die Kirche noch andere guten Verfügungen.

Auf Hetti folgte im J. 847 der Biſchof Teutgaudus. Bei einem feindlichen Ueberfalle hatte er das Unglück mit noch mehrern ſeiner Geiſtlichen von Straßenräubern aufgefangen zu werden: er wurde aber bald wieder auf ſein Ehrenwort losgelaſſen, und auf freien Fuß geſetzet. Er beging nachher die Unbeſonnenheit, ſich auf die Seite des Königs Lothar zu ſchlagen, der ſein rechtmäßiges Weib verſtieß, und ſein Herz an eine Beiſchläferinn hing; ja er rechtfertigte ſo gar ſelbſt in mehrern Kirchen-

verſammlungen den Schritt des Königes. Der Papſt, welcher ihm dies ſehr übel nahm, ließ ihn vor ſich kommen, und entſetzte ihn ſeines Amts: er ſtarb nachher als ein Lai ſehr elend in Rom. Im J. 870 kamen die Trierer bei der Theilung, welche die Könige Karl und Ludwig trafen, an Deutſchland.

Unter den Franken gieng der Handel und Wandel im Lande auſſerordentlich ſchlecht. Die Römer wollten einmal den Verſuch machen, die Saone, einen Fluß in Frankreich, mit der Moſel durch einen Kanal zu verbinden: und da hätte man zu Waſſer aus dem Trieriſchen durch ganz Frankreich bis ans Meer fahren können. Wie vortheilhaft dies für den Handel würde geweſen ſeyn, ſehet jeder leicht ein. Dieſes Unternehmen wurde aber hintertrieben, und kam nicht zu Stande.

Bei den ewigen Unruhen und Kriegen im Lande war nachher an keinen ordentlichen Verkehr zu denken: nur der Soldatenſtand war geehret, und das Handlungsgeſchäft überließ man den Juden, welche ſich bereicherten, und dadurch den Neid und Haß der Chriſten auf ſich zogen. — An den volksreichern und berühmtern Oertern des trieriſchen Landes fing man an, Märkte zu halten, und um den Handel auf dieſen Märkten zu erleichtern, erhielten jene Oerter auch die Erlaubniß, Geld zu prägen. Man denke ſich aber hier keine Münzprägen,

wie

wie wir ſie heut zu Tage haben: man wog das Gold, Silber oder Kupfer, welches man in unförmlichen Metallklumpen aufbewahrte, anfänglich gegen einander ab: da man es nachher prägen ließ, ſo geſchah dies dann erſt, wenn man es ausgeben wollte. Die geprägten Münzen hatten keine beſondere Schönheit oder Feinheit, und waren oft nicht einmal platt, wie die heutigen; aber doch um ſo höher im Werthe, und weniger mit ſchlechterm Zuſatze vermiſcht.

Karl der Große ſorgte zwar für ſichere und bequeme Straßen, und legte im Reiche mehrere Niederlagsſtädte des Handels an; doch blieben dieſe Mittel, wie gut ſie waren, die Handlung zu befördern, von keiner Dauer, und fruchtloß.— Da waren der Zölle und der Raubſchlöſſer ſo viele, daß der Handelsmann ohne ein ſchweres und koſtſpieliges Geleit kaum durchkommen konnte.

Das trieriſche Land hat der Vorzüge ſo viele von der Natur erhalten, ſo manche Producten im Ueberfluß und eine ſo günſtige Lage, daß der Handel und das Gewerb ungemein befördert werden müßten. Doch wie traurig, daß man dieſe Vorzüge nicht kennen mag, noch benutzen will, daß unter ſo vielen tauſend Händen ſo wenig Betriebſamkeit herrſchet, daß man öfters mit dreifacher Auslage das in fremden Landen erhandlen muß, was man weit wohlfeiler im eigenen verfertigen und haben könnte. Woran liegt die Schuld?

Da der Bauernſtand unter den Franken ſo wenig geachtet, und ſo knechtiſch behandelt wurde, ſo mußte es auch ſchlecht um den Ackerbau ſtehen. — Der Handwerke und Gewerbe gab es damals weniger, als heut zu Tage. Jeder hatte ſeine eigene Fabrik in ſeinem Hauſe: ſelbſt Königstöchter beſchäftigten ſich mit dem Spinnrocken, und hielten ihre Hände nicht für zu vornehm, auch Brod zu backen. Das waren andere Zeiten! da waren die Moden auch nicht ſo häufig: da trug man ſich ſo ganz ſchlecht und recht, und ſparte vielen Aufwand. Nachher wurde das Ding aber ſo ziemlich anders: da fing man an, ſich ſeidene und prächtige Stoffe aus dem Auslande kommen zu laſſen, und zierte ſich mit Gold und Edelſteinen, ſo daß der Kaiſer mehrere Geſetze gegen die Kleiderpracht machen mußte. Da war dann die altfränkiſche Kleidertracht nicht mehr gut genug, und der Schneider, wie die Limburger Kronik ſaget, welcher heute noch ein vornehmer Meiſter war, war morgen ein Fuſcher.

Die Trierer, welche recht vom Schickſale aus einer Hand in die andere geworfen wurden, erſt die Römer zu ihren Herrn hatten, dann unter verſchiedenen fränkiſchen Fürſten ſtanden, wurden bei der letzten Theilung vom Frankenlande, wozu ſie ſonſt gerechnet wurden, losgeriſſen, und zu Deutſchland, ihrem alten Mutterlande, geſchlagen. Sie traten nun in eine neue Verbindung und engere Bekanntſchaft mit ihren Landesleuten jenſeits

des

des großen Rheinſtromes, ſöhnten die alten Feindſeligkeiten. welche ehedem in beſtändigen Kriegen fortdauerten, unter einander wieder aus, entwöhnten ſich nach und nach der fränkiſchen Sitte und Lebensart, und ſchloſſen ſich enger an ihr altes Mutterland an.

Um dieſe Zeit ſah es in der trieriſchen Kirche ſehr unruhig aus: da war nach dem Tode des Teutgaudus keiner, der ihr vorſtand, bis erſt im J. 869 Bertulf gewiehen wurde. Es war allerdings gegen alle biſchöfliche Sanftmuth, und nicht lobenswürdig von ihm, daß er es ſo eifrig mit dem Biſchofe Hinkmar von Rheims hielt, der doch ſo grauſam mit ſeinem eigenen Vetter verfuhr, daß er ihn ſeines Biſchthums entſetzte, ihm die Augen ausſtechen, und ihn zuletzt in Ketten werfen ließ. Dieſe Art, Menſchen zu ſchinden, war ſchon lange vordem nnter den Franken bekannt: ſo ließ Kaiſer Karl der Kahle an ſeinem eigenen Sohne Karlmann, der ein ausſchweifendes Leben führte, dieſe Grauſamkeit verüben. Dieſer Karlmann erhielt nachher zur Entſchädigung die Abtei Epternach, woraus er die damaligen Mönche verjagte, und andere Weltgeiſtlichen von einer freiern Lebensart an ihre Stelle ſetzte. Eben ſo unmenſchlich ward der königliche Prinz Hugo ſeiner Augen beraubet, und in das Kloſter zu Prüm geſteckt.

Zu dieſer Zeit litt das Trieriſche ſehr vieles durch

die

die Normänner. Dieſes Volk lebte noch faſt ganz im Stande der Wildheit, kam aus den kältern mitternächtlichen Gegenden von Europa auf Schiffen, beſuchte von Zeit zu Zeit die fruchtbareren Küſten von Frankreich und Deutſchland, ſtieg ans Land, um zu plündern und zu rauben, und gieng dann mit ſchwerer Beute beladen wieder nach Haus.

Im J. 882 brachen ſie am h. drei Königtage durch den Kohlenwald, überfielen das Kloſter Prüm, verheerten es, und ſtießen alles nieder, was ſich ihnen in den Weg ſetzte. Am meiſten waren die Geiſtlichen und Klöſter ihrer Wuth ausgeſetzet Am grünen Donnerstage deſſelbigen Jahres erſchienen ſie zu Trier. Damals gieng es dieſer Stadt ſehr hart auf: die Gotteshäuſer wurden eingeäſchert, die Prieſter gemordet, die Kirchenſchätze geraubt, und jede nur erſinnliche Gräulthat verübet, wozu ein wildes raubgieriges Volk, das ſo wenig Menſchlichkeit beſitzet, nur fähig iſt.

Bei Gelegenheit dieſes feindlichen Ueberfalles wurde manches aus dem Wege geſchaffet, und unter die Erde vergraben, was entweder nie mehr, oder doch ſpäter, ans Tageslicht gekommen iſt: ſo entdeckte man auch erſt im eilften Jahrhunderte die bleierne Tafel, welche zur Zeit der Normänner in der Gruft des h. Paulinus verſcharret wurde, und worauf man die Namen und die Lage der heiligen Martyrer, welche an dieſem Orte begraben liegen,

auf=

aufgezeichnet fand. — Von Trier zogen die Normänner nach Metz: hier ſtellte ſich ihnen der Biſchof Walo entgegen, der ihnen aber nicht vielen Widerſtand thun konnte, und auf einer Streiferei bei Remich fiel.

Zu Andernach verſammelte ſich zwar gegen dieſe allgemeinen Feinde des Landes ein furchtbares Heer, und man verurſachte ihnen auch in den Niederlanden einen beträchtlichen Verluſt; doch ließ man dieſe in der größten Eile zuſammen gebrachte Macht bald wieder zu Koblenz auseinander gehen, weil man mit den Normännern Freundſchaft und Frieden geſchloſſen hatte.

Dieſer Friede mit den Normännern war aber nicht von langer Dauer: ſie fiengen ihre Beſuche aufs neue wieder an, plünderten, und raubten nach wie zuvor. Einmal fiel in einem Kampfe gegen ſie der Biſchof von Mainz: ein andermal dehnten ſie ſich wieder bis nach Prüm aus, wo ſie alles einäſcherten, große Beute machten, und die zurückgebliebenen Mönche und Kloſterknechte mordeten. Das Kloſter verehret noch heut zu Tage dieſe unglücklichen Gefallenen, und zählet ſie unter die Zahl ſeiner heiligen Martyrer.

Im J. 883 ward Ratbodus zum trieriſchen Biſchofe gewählet. In einer Kirchenverſammlung, die er mit ſeiner Geiſtlichkeit hielt, machte er einige ſchönen

ſchönen Verfügungen: ſo eiferte er gegen die eingeriſſene Gewohnheit mehrere Kirchenämter zu gleicher Zeit zu beſitzen, und ſich auf dieſe Art zu bereichern: er befahl ſeinen Geiſtlichen, die Waffen niederzulegen, und unterſagte ihnen den vertraulichen Umgang mit den Juden. — Unter ihm ſchickte auch der Papſt Stephanus die Verfügung nach Deutſchland, worinn er ſich der gewöhnlichen Waſſer- und Feuerprobe mit ſo vielem Eifer widerſetzte. Die Deuſchen hatten nämlich eine beſondere Art, wodurch ſie oft das Recht oder Unrecht erfahren wollten: da mußte dann derjenige, welcher ſeine Unſchuld beweiſen wollte, ſeine Hand in ſiedendes Waſſer ſtecken, und ſie wieder unbeſchädigt herausziehen, oder auf bloſen Händen glühendes Eiſen tragen, ohne ſich zu verletzen. Auch hatte man noch unter andern die Gewohnheit, den Angeklagten, von deſſen Schuld oder Unſchuld man ſich nicht anders überzeugen konnte, ins Waſſer zu werfen, um zu ſehen, ob er unterſinken oder ſchwimmen würde, und ſich ſo dann von der Wahrheit oder Unwahrheit des Verbrechens zu überzeugen. Dieſe Proben nannte man, Gottesgerichte; weil man den Himmel zwingen wollte, durch ein Wunder die Unſchuld an den Tag zu legen, und den Laſterhaften zu richten. — So hat jedes Zeitalter ſein Gutes und ſein Böſes, ſeine Tugenden, und ſeine Thorheiten: und wer wollte über dieſe lachen? Haben wir vieleicht nicht auch noch des Unſinnes genug, worüber die Nachwelt einſt ſich luſtig machen könnte!

Unter dem Biſchofe Ratbodus lebte auch der weltberühmte Regino: er war Vorſteher des Kloſters Prüm; weil er aber von ſeinen zügelloſen Mönchen, die er zur Ordnung bringen wollte, gehaßt und verfolget wurde, ſo verließ er bald dieſen Ort, kam nach Trier, und ſchrieb allda ſein ſchönes Buch von der Kirchenzucht. — In dieſen Zeiten fällt auch die fabelhafte Erzählung von einem gewiſſen fränkiſchen Edelmanne Rittardus: dieſer wollte es dem Himmel anheim ſtellen, zu beſtimmen, wer nach ſeinem Tode der Erbe ſeiner Güter ſeyn ſollte. Dies machte er dann ſo: er verfertigte ſein Teſtament, befeſtigte es an einen Pfeil, den er darauf vom Bogen abdrückte. Der losgeſchoſſene Pfeil ſtrich nun durch eine ungeheure Strecke von vielen Meilen bis nach Prüm, und fiel durchs Kirchenfenſter auf den Altar, wo die Mönche eben Meſſe hielten. Auf dieſe Art ſollte nun das Kloſter Prüm der Erbe des Edelmannes geworden ſeyn. Man will noch heut zu Tage dieſen wunderbaren Pfeil vorzeigen; doch glaubet kein vernünftiger Menſch an dieſe Mähre.

Der lotharingiſche König Zuentipold ertheilte damals der trieriſchen Kirche mehrere Rechten und Freiheiten; doch ſchien er den geiſtlichen Herrn noch zu hart und ungerecht, weil er ihnen nicht alles nach Wunſch that. Damals waren nämlich mehrere Kirchengüter, unter andern die Abteien Maximin und Epternach, und das Frauenkloſter Irminen,

in weltlichen Händen: Zuentipold wollte oder konnte dies nicht verhindern. Da ihm nun einmal Ratbodus dies mit harten Worten verwieß, ſo wurde er darüber ſo aufgebracht, daß er in der Hitze ſeiner vergaß, und nach dem Erzbiſchofe ſchlug. Dies und noch manches andere trug vieles dazu bei, daß der unglückliche König von ſeinen Unterthanen gehaßt, und zuletzt ſchändlich gemordet wurde.

Unter dem Könige Ludwig, welcher auf ihn folgte, war Ratbodus glücklicher: da bekam er wieder die Beſtättigung mehrerer alten Vorrechten, der gewöhnlichen Gefällen, Steuern, Zinſen und ſonſtigen Abgaben in und auſſer der Stadt, welche vordem den Grafen entrichtet wurden, nun aber dem Biſchofe anheim fielen. Unſere Erzbiſchöfe erhielten auch am kaiſerlichen Hofe eine neue Würde: wenn ſich der Kaiſer nämlich in Lotharingen aufhielt, ſo mußte der Biſchof von Trier ihm dahin folgen, die kaiſerlichen Befehle ausfertigen und unterſieglen, und ſonſt noch in den wichtigſten Angelegenheiten ihm mit Rath und That an die Hand gehen; deswegen wurden ſie dann von dieſer Zeit an Erzkanzler durch Gallien und das Reich Arelat genennet.

Noch iſt unter dieſem Erzbiſchofe merkwürdig, daß die trieriſche Kirche ihre vorige Freiheit wieder erhielt, ſich ihren Biſchof ſelbſt zu wählen, und keinen mehr durch Könige oder Groſſen

en ſich aufdringen zu laſſen. — Die Stiftung der Kirche zu Limburg, welche durch den Grafen Konrad geſchah, fält auch in dieſe Zeiten.

Im J. 915 ſtirbt Ratbodus: auf ihn folgt Rutgerus. Unter dieſem haußte im Trieriſchen der ſo berüchtigte Giſelbert, Herzog von Lotharingen, welcher die Abtei Maximin hart mitnahm, und die Geiſtlichkeit aufferordentlich plagte. — Recht ſittenloß und ärgerlich muß damals die Lebensart der meiſten Geiſtlichen geweſen ſeyn; denn es wurde unter dem Biſchofe Rutgerus zu Koblenz eine zahlreiche Verſammlung von deutſchen und franzöſiſchen Biſchöfen gehalten, wo man dem immer mehr und mehr einreißenden Uebel Widerſtand thun wollte; aber wenig ausrichtete.

Im J. 930 folgte Rotbertus. Damals erholte ſich in etwas das Kloſter Maximin, erhielt in der Perſon des Ogo nach langer Zeit wieder einen neuen Prälaten, der die Ruheſtöhrer verjagte, und die klöſterliche Zucht wieder einführte. Das Kloſter wurde in der Folge durch den Kaiſer Otto I beſonders begünſtiget. Er machte den Abt deſſelben ſogar zum Erzkaplan der Kaiſerinn. Durch dieſe Würde erhielt nun der zeitliche Prälat dieſer Abtei das Vorrecht, der Seelenrath der Kaiſerinn zu ſeyn, an ihrem Hofe die geiſtlichen Verrichtungen auszuüben, und den prachtvollen Gelagen und Gaſtmählern an ihrer Seite beizuwohnen: ſein Anſehen

ſehen ſtieg dadurch auf eine auſſerordentliche Art. — Im Jahr 934 wurde das Kloſter von einem Sturmwinde niedergeriſſen, nachher aber prachtvoller wieder aufgebauet.

Der Erzbiſchof Rotbertus kam nachher in den Verdacht, an einer Verſchwörung, welche gegen die Perſon des Kaiſers angezettelt wurde, Antheil genommen zu haben; er mußte ſich daher vor dem Kaiſer ſtellen, und ſeine Unſchuld erweiſen. Nachdem er einige Kirchenverſammlungen in Betreff der ſtreitigen Wahl des Biſchofs von Rheims gehalten hatte, ſtarb er im J. 956 zu Köln, wo ihn die Peſt tödete.

Der Biſchof Heinrich, welcher auf ihn folgte, machte ſich um die trieriſche Kirche ſehr verdient: er war ein Schüler und Freund des h. Wolfgang, der ſich mehrere Jahre in Trier aufhielt, eine Schule daſelbſt bei der Domkirche errichtete, und ſich mit vielem Eifer dem Unterrichte der Jugend widmete. Bei jeder Stiftskirche pflegte man nun Schulen anzulegen, und einen Lehrer zu beſtellen, den man Scholaſter oder Schulmeiſter nannte: dieſe Benennung, und die Einkünften, welche damit verbunden ſind, dauern noch heut zu Tage fort, obſchon die Schulen ſchon lange in Vergeſſenheit gerathen ſind. — Wolfgang war auch ein beſonderer Eiferer für das gemeinſchaftliche Leben der Geiſtlichen, und konnte es nur mit vieler Mühe dahin

brin-

bringen, daß die trieriſchen Domherrn bei ſeinen Lebzeiten noch zuſammen blieben.

Wegen den ewigen Einfällen der feindlichen Völkerſchaften, beſonders aber der Hunnen oder Hungaren, welche damals unſer Land hart mitnahmen, und wegen den immerwährenden Unruhen und Kriegen im Lande ſelbſt war es nothwendig, daß man auf ſeine Sicherheit dachte, und ſich auf jede Art zu befeſtigen ſuchte: ſo mehrten ſich dann die feſten Burgſchlöſſer, aber auch zu gleicher Zeit die Räubereien und Gefahren des Landes. Bei dieſer Gelegenheit erhielt der Graf Sigfried von den Kloſterherrn zu Maximin durch einen Tauſch das Schloß Luxemburg, welches nachher den Herzogen dieſes Namens zu einer furchtbaren Feſtung diente. Vermuthlich war es auch in dieſen Zeiten, wo man zu ſeiner Sicherheit um Städte und Klöſter Gräben zog, wovon noch heut zu Tage mehrere Spuren vorhanden ſind. — Heinrich ſtarb in Italien an der Peſt.

Im J. 965 kam Theoderich auf den Biſchofsſtuhl zu Trier. Er wurde ſehr begünſtiget vom päpſtlichen Hofe, der ſich ſchon ſeit langer Zeit in Sachen miſchte, die ihn nichts angiengen, und mit Ehrentiteln, welche ihn nichts koſteten, ſehr freigebig war. Der Papſt Johannes ernannte ihn zum erſten Biſchofe in Deutſchland und Frankreich: Benedikt machte ihn zu ſeinem Geſandten,

und

und ertheilte ihm die Erlaubniß in einem beſondern erzbiſchöflichen Schmucke und Aufzuge mit Vortragung eines Kreuzes durch ſein Erzſtift reiten zu dürfen. — Häufig vermehrten ſich in dieſer Zeit die Wallfahrten zu entfernten heiligen Oertern: ſelbſt Biſchöfe verlieſen oft Jahre lang ihre Heerde, um eine beſchwerliche Reiſe zu dem Grabe eines Apoſtels, oder nach Jeruſalem zu unternehmen. Zu Rom hielten ſich auch unſere Biſchöfe Andachts halber gerne auf; weswegen dann der Papſt dem Theoderich ein beſonderes Gebäude einräumte, wo er und ſeine Nachfolger bei ihren Wallfahrten künftighin Obdach finden könnten.

Kaiſer Otto II ertheilte dem Theodorich das Recht in den Waldungen jagen zu dürfen, und ſchenkte ihm auf allen Flüſſen und Bächen des Landes den Fiſchfang; doch behielt er ſich noch das Zollrecht auf denſelben aus. — Damals war es nichts Seltenes, daß die Kaiſer eben ſo freigebig gegen die Klöſter waren: ſie ſchenkten ihnen oft ganze Strecken von Waldungen, und zwar aus der Urſache, damit, wie ſie vorgaben, die Mönche auf die Thierhäute ſchreiben, oder ihre Bücher damit binden, und mit dem erlegten Wildprette ihre kranken Brüder laben könnten; denn ſonſt war ihnen der Genuß des Fleiſches unterſaget. — Theoderich reformirte die Klöſter ſeines Landes, verjagte die zuchtloßen Canonici, und ſezte wieder die Mönche ein. Er konnte es aber nicht verhindern, daß die Domherrn, die

ih=

ihres gemeinſchaftlichen Lebens überdrüßig waren, ſich trennten: ihrem Beiſpiele folgten nachher auch die übrigen Stifter des Erzbiſchthums.

Im J. 975 folgte Egbert auf den Theoderich. Die Geſchichte rühmet ſeinen ſchönen hohen Körperbau und ſeine angenehme Geſichtsbildung, wodurch er einen jeden für ſich einnahm. Von ihm iſt nichts Sonderbares merkwürdig, als daß er eine auſſerordentliche Sorgfalt auf die heiligen Reliquien verwendete, beim neuen Kloſterbaue von Matheis die Gebeine des h. Celſus entdeckte, und mit vieler Feierlichkeit erheben ließ, und dann noch, daß er bei einer großen Trockenheit in der dritten Woche nach Oſtern die Proceſſionen am Bannfreitage angeſtellet, und den Stab des h. Petrus in denſelben mit herumzutragen, befohlen hat.

Merkwürdiger als alles dieſes iſt für uns Trierer der gelehrte Gerbert, welcher in dieſe Zeiten fällt, und in unſerm Lande mehrere Freunde und Bekannten hatte. Er war zuerſt Mönch, darauf ward er Biſchof zu Rheims, kam nach Italien, wo er ſich ſo viele Verdienſten ſammelte, daß er zuletzt unter dem Namen Silveſter II mit der dreifachen päpſtlichen Krone beehret ward. Er war in jeder Art von Wiſſenſchaften und Künſten vorzüglich bewandert, und ſchämte ſich auch als Papſt

 nicht,

nicht, mit ſeinen Freunden im Kloſter Metlach ſei-
nen gelehrten Briefwechſel zu unterhalten.

Ludolf, welcher im J. 994 Biſchof ward, war allgemein geliebt und geſchätzt. Viele Plage machte ihm ſeine Geiſtlichkeit, welche er vergebens zu einer gemeinſchaftlichen Lebensart zurückbringen wollte. Recht furchtbar machte ſich damals im ganzen Lande Adalbero: er war Propſt zu Paulin und der Bruder der Kaiſerinn, welches ihn dann ſo übermüthig machte, daß er mehrere Kirchengüter an ſich riß, und die Geiſtlichkeit hart drückte. Sobald Ludolf todt war, ſo gieng ſein einziges Beſtreben dahin, ſelbſt Biſchof zu werden: kaum hört er aber, daß Megingaudus ihm vorgezogen ward, als er auch ſchon zu den Waffen greifet, auf den neuen Biſchof loßgehet, und ihn in ſeinem eigenen Pallaſte einſchließet: der Kaiſer legte ſich nachher ins Spiel, und ſteuerte in etwas dem Unfuge. Als Megingaudus ſtarb, ſo kam im J. 1016 Popo an ſeine Stelle.

Das erſte Geſchäft des Popo war, nach Rom zu reiſen, um das gewöhnliche Ehrenzeichen, den erzbiſchöflichen Mantel, oder das Pallium, vom Papſte einzulöſen; denn es war nun einmal ſo eingeführet, daß kein Erzbiſchof ſeine geiſtlichen Verrichtungen anfangen durfte, ohne das Pallium von Rom aus erhalten zu haben, welches das Land dann immer eine beträchtliche Summe koſtete.

Bei

Bei ſeiner Rückkunft von Rom fand Popo alles in der größten Verwirrung: Adalbero trieb wieder in ſeiner Abweſenheit ſein verderbliches Spiel, nahm die meiſten feſten Plätze hinweg, und bemeiſterte ſich faſt des ganzen Landes. Mit Mühe konnte ſich Popo wieder einen ruhigen Beſitz verſchaffen, und oft mußte er zur Liſt ſeine Zuflucht nehmen, wo offene Gewalt nicht hinreichte. So bleibt es immer ein ſonderbares Kriegsſtückchen, womit Siko, ein Soldat des Erzbiſchofs, ſeinen Feinden die Kreutzburg entriß. Dieſer Ritter kömmt nämlich an einem recht heißen Tage vor die Thoren der Burg, klopfet an, klagt ſeinen brennenden Durſt, und erbittet ſich aus alter Bekanntſchaft einen Trunk. Man war ſo gefällig in der Burg, ihm einen Becher Wein reichen zu laſſen. Beim Abgehen verſpricht der Ritter, ſich dankbar zu beweiſen, und den Labetrunk hundertfach zu vergelten. Er hielt auch wirklich Wort; denn kurz darauf erſchien er mit einem Gefolge von ſechzig Mann, welche alle mit ſchweren Weinſchläuchen beladen waren, wieder vor dem Burgſchloſſe. Mit Freuden öffnete man ihnen die Thoren, denn man hoffte alles Gute. Kaum waren ſie aber eingelaſſen, und die Schläuche niedergeſetzt, als auch ſchon mehrere bewaffneten Soldaten, welche in den Schläuchen ſteckten, hervorſprangen, ſich über die Beſatzung hermachten, und dem Feinde die Burg entriſſen. — Wie ſchön dieſes Stückchen auch ausgedacht war, ſo machte es dem Siko doch wenig Ehre.

Mit vieler Mühe ſtellte Popo die Ruhe ſeines Landes wieder her, befreite die Kirchen und Klöſter von ihrem vorigen Drucke, und führte Zucht und Ordnung in dieſelben ein. — Um dieſe Zeit ſtiftete Urold, Abt zu Prüm, an ſein Kloſter eine neue Kirche, welche er reichlich beſchenkte, und mit Chorherrn beſetzte: ſie beſteht noch heut zu Tage. — Popo war bei dem Kaiſer wohl gelitten, führte ſelbſt einmal in einem Feldzuge ſeinen Vortrapp an, und erhielt von ihm den Künigshof Koblenz, der ſich nach und nach zu einer anſehnlichen Stadt bildete. Mit Bruno, ſeinem untergebenen Biſchofe von Tull, hatte er auch einige kleinen Strittigkeiten wegen dem Eide, den er bei ſeiner Einweihung von ihm foderte. Er verlangte nämlich von ihm, als ſeinem Unterbiſchofe, das er ihm auch in weltlichen Sachen unterwürfig ſeyn ſollte; welches Bruno aber, als eine neue Foderung, nicht zugeben wollte: auf dem Reichstage zu Worms wurde nachher die Sache auch umgeändert und gemildert.

Zu dieſer Zeit kam auch Simeon, ein Einſiedler vom Berge Sinai, aus dem Morgenlande nach Trier. Popo hatte einmal bei ſich beſchloſſen, eine Wallfahrt nach Jeruſalem zu thun, um, wie die Geſchichte vorgiebt, manche Sünde mit dem Himmel abzumachen: er nahm daher den h. Simeon, welcher der Wege kündig war, zu ſeinem Reiſegefährten mit. Bei ſeiner Rückkunft verkroch ſich der fromme Eremit in einen finſtern Winkel des ſchwar-

zen

zen Thores der Stadt Trier, kämpfte noch mehrere Jahre mit vermeintlichen Teufelsverſuchungen, und ſtarb zuletzt im Rufe der Heiligkeit. Der Papſt Benedikt verſetzte ihn nachher auf das Verlangen des Popo unter die Zahl der Heiligen. Der Erzbiſchof verwandelte den gewöhnlichen Wohnort des Heiligen in eine Kirche, und machte reichliche Stiftungen für die Chorherrn, welche er dahin ſetzte.

Bei der angefangenen Verbeſſerung der Klöſter verjagte Popo die Nonnen zu Pfalzel, und ſetzte Canonici an ihre Stelle. Die Veranlaſſung dazu, wenn ſie wahr iſt, lautet ſonderbar: Eine Nonne, welche ein Kleidungsſtück zum Kirchendienſte des Erzbiſchofes zu verfertigen hatte, war ſo lüſtern, daß ſie es auf eine recht unmerkliche Art mit einer gewiſſen Salbe, welche den Erzbiſchof zu einer ungewöhnlichen Liebe reitzen ſollte, überzog. Popo fühlet eine auſſerordentliche Wohlluſt, argwohnet Manches, kömt zuletzt hinter die Sache, und beſtrafet die Verwegenheit der Nonne ſehr hart. — Ein andrer Popo, Abt zu Maximin, war bemühet die klöſterliche Regel wieder einzuführen; doch wollten die Mönche ſo wenig davon hören, daß ſie mit Gift dem würdigen Prälaten nach dem Leben geſtrebt haben ſollen.

Da der Erzbiſchof ſeine Wallfahrt nach Jeruſalem antrat, beſtellte er den Biſchof von Metz, um

in

in ſeiner Abweſenheit über die trieriſche Heerde zu wachen. Dieſen machte ſeine ſonderbare Verehrung gegen den Nagel Chriſti bald zum Diebe; er hatte ihn nämlich einmal bei einer großen Feierlichkeit auf eine recht geſchickte Art, ohne bemerket zu werden, in ſeinen Ermel geſteckt, und einen andern, ganz ähnlichen, an ſeine Stelle geſetzet. Da nun der Arm, welcher vermuthlich durch den h. Nagel verletzet ward, zu bluten anfieng, ſo ward der Thäter bald entdecket. Um ſeine große Verehrung zu dieſer h. Reliquie zu befriedigen, ſchlug man die Spitze davon ab, und gab ſie dem frommen Biſchofe mit.

Im J. 1047 ſtarb Popo im hohen Alter an dem Sonnenſtiche, da er an einem ſehr heißen Tage den Arbeitern an der Domkirche, welche unter ihm ausgebeſſert und verſchönert wurde, zuſah. Seine Leiche ward in die Stiftskirche des h. Simeon, welche ihm ihre erſte Einrichtung zu verdanken hat, niedergeleget. — Er war ein eifriger und wohlthätiger Biſchof: bei einer großen Hungersnoth im Lande ſtieß er eines Tages mit ſeinem Gefolge zu Pferde auf einen Haufen hungriger Dürftigen, welche um Brod ſchrien: der Erzbiſchof reichte ihnen all ſein Geld, was er bei ſich hatte; doch damit war es den Unglücklichen nicht gedienet: ſie verlangten die Pferde, um ihren Hunger zu ſtillen. Was thut nun Popo? Er und ſeine Begleiter ſteigen ab, gewähren den Armen ihre Bitte, und gehen ohne Pferde zur Stadt zurück. — Ihm hat auch Trier den ſteinernen Kanal zu

ver-

verdanken, durch welchen der Bach aus der Olewig geführet ward, und wodurch der Stadt ein groſser Vortheil bei Feuersbrünſten verſchaffet, und die Sauberkeit der Straſsen ungemein befördert worden iſt.

Auf ihn folgte der Biſchof Eberhard: dieſer hatte das beſondere Vergnügen, ſeinen Freund und Unterbiſchof, Bruno von Tull, zur Papſtwürde unter dem Namen Leo IX erhoben zu ſehen. Im J. 1049. reiſte Leo durch Trier: bei welcher Gelegenheit dann Eberhard, um den h. Vater recht anſtändig zu empfangen, die Brücke auf dem Wege nach Matheis, welche daher noch heutiges Tages Löwenbrücke heiſst, erbauen lieſs.

Bei ſeinem Aufenthalte in Rom erfuhr Eberhard gelegenheitlich, daſs der Leichnam des h. Mathias von der Kaiſerinn Helena nach Trier gebracht ſeyn, und an der Seite unſerer drei erſten Biſchöfe ruhen ſollte. — Zu dieſer Zeit machte man ſich ein beſonderes Geſchäft daraus, nach alten Gräbern bekanter und unbekanter Heiligen zu forſchen, und es war nichts ungewöhnliches, daſs man öfters einen einträglichen Handel mit heiligen Reliquien trieb: ſo ſchenkte der Kaiſer den Kloſterherrn von Matheis dafür, daſs er von ihnen die Gebeine des h. Valerius erhielt, beträchtliche Beſitzungen in Wilmar. — Eberhard kam kaum nach Trier zurück, als er auch ſchon nach dem Grabe des h. Apoſtels

poſtels forſchen ließ: man will ihn damals wirklich gefunden haben, ſtreuete mehrere Wundergeſchichten aus, welche ſich an ſeiner Gruft ſollten ereignet haben, machte Wallfahrten zu ihm, und fing an, ihn als den Patron des Landes zu verehren. Jährlich ſehen wir noch eine große Anzahl frommer Pilgrime in unſern Mauern, welche der Ruf der Heiligkeit unſers Bodens herbeilocket.

Bei einer Kirchenviſitation, welche Eberhard in ſeinem Erzſtifte hielt, hatte er das Unglück, in die Hände des Grafen von Luxemburg zu fallen, und übel behandelt zu werden. Der Graf ward aber bald durch viele Drohungen dahin gebracht, daß er den Erzbiſchof losließ, und, um dieſe Sünde gegen ihn abzubüßen, eine Reiſe zum h. Grabe nach Jeruſalem unternahm. — Da Eberhard im J. 1066 die gewöhnlichen Kirchenceremonien am Oſtervorabende verrichtete, ſank er plötzlich todt in die Armen ſeiner Diener hin. Man beſchuldigte nachher die Juden, gegen welche er auſſerordentlich hart war, daß ſie ſeinen Tod verurſachet hätten.

Nach ihm wollte der Erzbiſchof von Köln den Trierern einen gewiſſen Cuno aufdringen. Dieß reitzte unſere Voreltern, eine Grauſamkeit zu begehen, welche ihnen ewige Unehre machen wird. Sie fingen den ſo eben angekommenen neuen Biſchof auf, brachten ihn nach Uerzig an die Moſel, warfen ihn in Ketten, ſchickten vier Henker ab, welche den

Un=

Unglücklichen von einem Felſen ſtürzen, und, da der Fall ihn noch nicht tödete, zuletzt grauſam zerflei-ſchen mußten.

Unter dem Biſchofe Udo, welcher ihn erſetzte, brach in der deutſchen Kirche eine heftige Uneinigkeit aus, welche mehrere Jahre fortdauerte, und die ſchrecklichſten Folgen hatte. Gregor VII ſaß damals auf dem römiſchen Stuhle: im deutſchen Reiche herrſchte Heinrich IV. Gregor fing an, aus einem andern Tone zu ſprechen, als ſeine Vorgänger es zu thun pflegten. Stolz und übermüthig war ſein Betragen gegen die Großen: er behauptete, nur von ihm erhielten die Könige die Gewalt, ihre Kronen zu tragen, bei ihm ſtünde es, Reiche zu verſchenken, und wieder abzunehmen. Er eiferte mit vieler Hitze gegen die eingeriſſene Gewohnheit, die Kirchengüter zu verkaufen, legte jeden in den Kirchenbann, der auf dieſe Art ein Kirchenamt annehmen würde, und verordnete, daß der Kaiſer nicht mehr, wie gewöhnlich, den neugewählten mit dem Biſchofſtabe und Ringe einſetzen ſollte. Am meiſten eiferte er gegen die Prieſterehen.

In der erſten Chriſtenheit war das Geſetz der Eheloſigkeit des Prieſterſtandes noch nicht bekant. Da hatten die Biſchöfe und Prieſter, wie die andern Laien, ihre Weiber: nach und nach wurde dieſes Geſetz in der römiſchen Kirche eingeführt, und verbreitete ſich allmählich weiter; doch ſchien es noch nicht

nicht ſo allgemein bei den Deutſchen geweſen zu ſeyn, denn ſonſt würde es Gregor ihren Geiſtlichen nicht ſo ſtreng anbefohlen haben, und dieſe hatten ſich nicht ſo widerſetzet; indem mehrere erklärten, ſie wollten lieber ihre Kirchengüter fahren laſſen, als daß ſie ihre Weiber einbüßten; andere aber dem Papſte geradezu ſchrieben, daß er Engel vom Himmel nach Deutſchland ſchicken müßte, denen er die Kirchenämter anvertrauete; denn ihnen, als gebrechlichen Menſchen, wäre es einmal zu ſchwer, dies harte Geſetz zu halten.

Am härteſten verfuhr Gregor mit dem Kaiſer, der wegen ſeiner ſchlechten Erziehung und den üblen Rathgebern, welche er um ſich hatte, manchen Fehler beging, aber doch niemal die niederträchtige Behandlung verdiente, welche ihn der Papſt empfinden lieſ. Er legte ihn in den Kirchenbann, ſprach ſeine Unterthanen von der Pflicht loß, ihm ferner zu gehorchen, und verfuhr zuletzt ſo grauſam gegen dieſen Unglücklichen, daß er ihn in einem wollenen Büßerhembde, mit bloßen Füßen und unter freiem Himmel drei ganze Tage warten ließ, ehe er ihm die Abſolution ertheilte. — Der gute Kaiſer, dem ſeine eigenen Söhne ſogar das Leben ſehr bitter machten, wurde am Ende dahin gebracht, daß er von Haus und Hof entfliehen, und von der Wohlthätigkeit milder Menſchen Almoſen erbettlen mußte: in ſeinem Tode fand er nicht einmal eine ruhige Begräbnißſtätte, wohin er ſeine müde Knochen legen konnte.

In dieſer mißlichen Lage wollte nun unſer Biſchof Udo nichts gegen den römiſchen Hof verſtoßen: ohne die Feindſeligkeiten zu unterhalten, ſchien er vielmehr bemühet zu ſeyn, beide Theile auszugleichen. Nicht aber ſo Egelbert, der auf ihn folgte: dieſer war mit Leib und Leben dem Kaiſer, welchem er ſeine Erhebung zu verdanken hatte, zugethan. Hierinn liegt nun auch der Grund, daß es noch einige Jahre zuging, ehe er von ſeinem Unterbiſchofe zu Verdun conſecrirt werden, und das Pallium von Rom aus erhalten konnte. Egelbert eiferte ſehr gegen die neuen Verfügungen des römiſchen Hofes, ſtimmte in die Abſetzung des Papſtes mit ein, und ließ ſich durch nichts bewegen, dem verfolgten Kaiſer untreu zu werden. — Auch ſeine Feinde mußten das an ihm loben, daß er übrigens wohlthätig, gerecht und leutſelig gegen einen jeden war.

Zu dieſer Zeit nahmen auch die Kreutzzüge, welche dem Reiche einen ſo harten Stoß verſetzten, ihren Anfang. Deutſche und Franzoſen zogen mit Tauſenden aus, um das Grab Jeſu zu erobern, den ungläubigen Sarazenen, welche in dem Beſitze deſſelben waren, die Hälſe zu brechen, die armen Juden zu plagen, und noch andere Bubenſtücke zu verüben. Die geiſtlichen Herrn ſahen dies gerne; denn ſie blieben zu Hauſe, und ſammelten ſich manche Schätze. In dieſem Jahrhunderte war auch der allgemeine Glauben unter dem gemeinen Manne eingeriſſen, als ſeye das Ende der Welt da: was ſollte

man

man da mit dem Golde machen? man beſchenkte daher die Kirchen reichlich, um ſich gröſsere Schätze im Himmel zu erlegen.

Bei der erſten Unternehmung ins gelobte Land befanden ſich unter dem Heere auch mehrere aus dem Trieriſchen, welche bei verſchiedenen Gelegenheiten ſich tapfer auszeichneten. So hätten die Sarazenen den Kreuzfahrern die Stadt Antiochien bald wieder entriſſen; indem ſie ſchon einen Theil der Mauern erſtiegen hatten: wenn nicht Heinrich von Eſch mit ſeinen Trierern einen glücklichen Ausfall gethan, und die Feinde mit vielem Verluſte zurückgedränget hätte.

In dieſem Feldzuge ſtieg der Haß gegen die Juden auf eine auſſerordentliche Art: ſelbſt in unſerm Lande brach eine heftige Verfolgung gegen dieſe Unglücklichen aus. Man ſah ſie als die geſchworenſten Feinde Jeſu an, predigte ihnen mit Feuer und Schwerd das Evangelium, und brachte ſie zur äuſſerſten Verzweiflung. Man ſah in Trier Mütter ihren eigenen Kindern das Meſſer in die Bruſt ſtoſſen, um ſie ſo der Chriſtenwuth zu entziehen. Mädchen und Weiber ſtürzten ſich ſchaarenweiſe von der trieriſchen Moſelbrücke in das Waſſer: und um ja den gewiſſen Tod in den Fluthen zu finden, ſo beladeten ſie die Säcke und den Schooß mit ſchweren Steinen. Es ſchienen ſich zwar einige unter ihnen zu bekehren, und ließen ſich taufen; aber iſt das

wohl

wohl eine Bekehrung, wie ſie Jeſus haben will? — Daß doch der Menſch gegen den Menſchen ſo grauſam ſeyn muß!

Im J. 1101 kam **Bruno** zur trieriſchen Biſchofswürde: ſein erſtes Geſchäft war, daß er ſich vor dem Papſte ſtellen mußte; weil er mit Ring und Stab ſich von weltlicher Obrigkeit hatte einſetzen laſſen. Der h. Vater legte ihm eine dreijährige Kirchenbuße auf, und nahm ſeinen Fluch von ihm hinweg. Bruno war ein guter Biſchof und großer Staatsmann, der in dieſen unruhigen Umſtänden einige Zeit ſelbſt die Reichsverwaltung übernehmen mußte. Er machte mehrere Züge nach Italien, und zeichnete ſich öfters als einen erfahrnen Kriegsmann aus: einmal ward er ſelbſt gefangen, und ein andermal hielt er bei einem Aufſtande in Rom gegen den Papſt **Gelaſius** ſieben Thoren der Stadt beſetzt. — Er war bei ſeiner Geiſtlichkeit wenig beliebt; denn er verwendete mehrere Kirchengüter zu dringenden Staatsbedürfniſſen, und beſchnitt die fetten Einkünften der Religionsdiener. Er bauete die Florinskirche zu Koblenz wieder ſchöner auf, errichtete an derſelben ein Hospital, vergrößerte zur Abendsſeite den Dom, und fing an, das Kloſter zu Matheis, welches in ſeinem Schutte lag, von Grund aus wieder aufzuführen; worüber ihn aber der Tod überraſchte.

Unter

Unter ihm fält auch der Urſprung des adlichen Kloſters zu Springiersbach. — Wie die neuen Ordensſtifter ſich zu dieſer Zeit vermehrten, ſo wurden auch in unſerm Lande die Klöſter immer zahlreicher: ſo entſtanden nun Marienberg, Orwall, Münſter in Luxemburg, Marienroth, Rommersdorf, Himmeroth, Wadgaſſen, Schönau und Laach. Letzteres Kloſter liegt an einem breiten, angenehmen See, welcher viele wunderbaren Merkwürdigkeiten enthält, und rundum mit einem anſehnlichen Bergkeſſel eingeſchloſſen iſt.

Um dieſe Zeit kam auch endlich der Vergleich zwiſchen dem Papſte und dem Kaiſer zu Stande, nach welchem die Biſchöfe wie vordem von dem Volke und der Geiſtlichkeit gewählet werden, von dem Papſte aber ihre Beſtättigung holen, und dann erſt die Einſetzung in ihre biſchöflichen Güter vom Kaiſer durch den Zepter empfangen ſollten. — Noch iſt unter Bruno zu merken, daß ein gewiſſer Geiſtlicher aus dem Luxemburger Lande in Trier hingerichtet wurde, weil er von dem katholiſchen Lehrſatze des Altarsſakramentes abwich. — In ſeinen alten Tagen ward der Erzbiſchof Bruno auſſerordentlich andächtig, beſuchte ſtark die Kirchen und Gräber der Heiligen, brachte öfters ganze Nächte ſchlaflos auf ſeinen Knien zu, und ſtarb endlich im J. 1124, nachdem er bis auf ſeine letzten Tage gegen den unruh=

ruhigen Grafen von Luxemburg ſowohl das Schwerd, als die geiſtlichen Waffen öfters gebrauchen mußte.

Auf ihn folgte Godefrid, der aber nicht lange auf dem Biſchofsſtuhle ſaß: das zügelloſe Leben der Geiſtlichen, welche ſo ſchwer zur Ordnung zurück zu bringen waren, die ewigen Unruhen im Reiche und ſein hohes Alter bewogen ihn endlich im J. 1127 dem Meginerus die Regierung zu überlaſſen. Dieſer ladet ſich ſogleich bei ſeinem Antritte den Haß der Geiſtlichen auf, weil er mit ihrer Verbeſſerung anfangen wollte. Auf einer Reiſe nach Italien wurde er vom Kaiſer, den er beleidiget hatte, aufgefangen, und zu Parma in den Kerker geworfen, wo er durch Kummer und Blindheit abgehärmt elend ſtarb.

Im J. 1131 kam Albero an die Regierung: ſeine erſte Arbeit war, Ludwig, den Vogt oder Verwalter der erzbiſchöflichen Güter, zu demüthigen. Dieſer Ludwig war unter den zwei letzten Erzbiſchöfen ſo übermüthig geworden, daß er in allem ganz eigenmächtig verfuhr: er ſchickte den Godefrid Meſſe leſen, Geiſtliche und Kirchen weihen, hielt ihn ſonſt eingeſperret, und gab ihm zu jedem Mittagsmahle eine Kanne Wein und zwo Kannen Bier; indeſſen er mit ſeinen Geſellen prächtige Tafel hielt, und wie ein Fürſt lebte. — Sobald aber Albero, der mit vielem Nachdrucke ſeine erzbiſchöflichen Rechten zurückfoderte, an die Regierung kam, ſo kroch

er

er zum Kreutze, und fügte ſich in allem nach dem Willen ſeines Herrn.

Eben ſo großen Kummer machte dem Albero ſein anderer Vogt, der Pfalzgraf Hermann, gegen welchen er ſogar mit den Waffen ausziehen mußte. Vor der Burge Treis, welche er mit ſeinen Leuten erſtürmen wollte, erſchien er mit dem Kreutze in der Hand, worauf ihm einſt ſein Vogt Treue und Ergebenheit geſchworen hatte, und munterte ſo ſeine Soldaten zum Gefechte auf. Da dies der Pfalzgraf ſah, ſo ſtand er ab, und räumte ſeinem Herrn die Burg ein.

Vieles machte dem Albero die Abtei Maximin zu ſchaffen: dieſe hielt feſt auf den päbſtlichen Bullen, und ihren geſchenkten Vorrechten, ſträubte ſich gegen die kaiſerlichen Befehle, und wollte ſich ihrem Biſchofe im mindeſten nicht unterwerfen; ſo, daß Albero mehrere der unruhigen Köpfe verjagen mußte, und nur mit vieler Mühe die Ruhe wieder herſtellen konnte. Von wichtigern Folgen hätte die Strittigkeit ſeyn können, welche er mit den Koblenzern hatte. Die Geiſtlichkeit von Florin wählte ſich daſelbſt, ohne den Erzbiſchof anzufragen, einen neuen Propſt, und holte die Beſtättigung deſſelben von Rom. Darüber ergrimmte Albero ſo ſehr, daß er die päpſtliche Bulle in Stücke zerriß, und ſie unter die Füße trat. Er wurde darauf nach Rom berufen, wo die Sache aber in der Güte beigeleget ward.

Am furchtbarſten war damals dem trieriſchen Lande Graf Heinrich von Luxemburg: er ſtand auf der Seite der aufrühriſchen Mönchen, und nahm ſich des Kloſters als Vogt gegen die Anmaßungen des Erzbiſchofes an. Mit Feuer und Schwerd brach er ins Trieriſche ein, und ſetzte unſerer Hauptſtadt, welche ohne Wehre und Mauern war, hart zu. Albero war gegen ihn glücklich, und brachte ihn zur Ruhe.

Unter ihm war Papſt Eugen zu Trier, und hielt in Beiſeyn von 23 Cardinälen und mehrerer andern Biſchöfen jene in unſern Jahrbüchern ſo berühmte Kirchenverſammlung. — Noch iſt in dieſen Zeiten die gelehrte Nonne Hildegard merkwürdig: ſie wohnte in Bingen, ſprach und ſchrieb lateiniſch, hatte mit vielen Gelehrten und ſogar mit unſerm Erzbiſchofe ihre Briefwechſel, verwieß der trieriſchen Geiſtlichkeit öfters ihre Sittenloſigkeit, ward ſelbſt vom Papſte auſſerordentlich geſchätzet, und galt weit und breit als eine groſe Prophetinn.

Noch fält in dieſe Zeiten das Aufkommen der Tempelherrn im Trieriſchen: ſie wohnten anfänglich im Morgenlande, hatten beim Tempel zu Jeruſalem ihren Sitz, pflegten und beſchützten die Wallfahrer, wurden in der Folge reich und mächtig, und ſchlichen ſich auch nach und nach in Deutſchland ein. — Die Nonnenklöſter Roſenthal, Stuben, Marienberg, St. Thomas

an der Kyl und Niederprüm haben ebenfals dieſem Zeitalter, das der frommen Stiftungen mehrere hatte, ihren Urſprung zu verdanken.

Nachdem Albero im J. 1152 recht gottſelig die Augen geſchloſſen hatte, kam Hillin zur Regierung. Er war beim Kaiſer Friderich ſehr beliebt, und that in Geſchäften des Hofes manchen Zug nach Italien, wo es damals drunter und drüber ging, wo ein Papſt den andern verdrängte, und recht unchriſtlich verfolgte. — Der Kaiſer verlieh ihm die Beſtättigung ſeiner alten Vorrechten, ſicherte ihm das Kloſter Maximin zu, und ſchenkte ihm die Silbergrube bei Ulmitz. — Es war nun ſo einmal hergebracht, daß der Kaiſer alles Gold und Silber unter der Erde im ganzen Reiche als ſein Eigenthum betrachtete, und davon nach Gefallen verſchenken konnte, wem und wie er wollte. — Der Silbergruben gab es in unſerm Lande mehrere: die zu Willmar war unter andern einmal ſehr einträglich, und man hat Thaler, welche daraus geprägt ſind: auch in den Erzgruben bei Bernkaſtel iſt Silber vorfindlich. Des geringern Metalles iſt in unſern Gebirgen ſchon mehr anzutreffen. — Es würde vielleicht der Mühe lohnen, etwas mehr Sorgfalt auf den Bergbau zu verwenden, und dem, was unter und auf der Erde iſt, etwas tiefer nachzuforſchen: unſer Boden hat des Merkwürdigen ſo vieles, daß es keine unrühmliche Arbeit ſeyn dürfte, ſich damit zu beſchäftigen. Vielleicht

leicht würden wir dann etwas mehr von unſerm Vaterländchen wiſſen, und ſeine Erzeugniſſe und Vortheile beſſer benutzen lernen.

Hillin trug vieles zur Verſchönerung und Befeſtigung des Schloſſes Ehrenbreitſtein bei, und ließ mit vieler Mühe und großen Koſten den Brunnen graben, der ſein Waſſer aus dem Rheine ſchöpfet. — Unter ihm fingen die trieriſchen Bürger an, ſich in Zünften zu bilden, ihre Magiſtratsperſonen zu wählen, und eine geſetzmäſige Verfaſſung ſich zu geben. Dieſe angemaßten Freiheiten ſuchte Hillin einzuſchränken, und legte den Grund zu den mancherlei Strittigkeiten, welche nachher ſo vieles Unheil über Trier brachten. — Um dieſe Zeit war es auch, wo der Pfalzgraf Hermann, Vogt von Trier, vom Kaiſer verurtheilt wurde, in Gegenwart mehrerer Großen einen todten Hund zu ſchleppen; weil er zwiſchen dem Gottesſtillſtande, das iſt, zu der Zeit, da es den Rittern verbothen war, ſich unter einander zu überfallen, feindlich auszog. Dieſe Strafe war die gewöhnliche für die Ruheſtöhrer, und mit vieler Schande begleitet.

An dieſen Ort gehöret auch nach Einigen die Geſchichte von Genovefa, wenn ſie wahr iſt: andere erzählen ſie früher. — Sie war die Gemahlinn des Grafen Sigfried vom Maynfelde, ſchön und tugendhaft. In der Abweſenheit ihres Mannes, welcher einen heiligen Zug ins gelobte Land

 machte,

machte, hatte ſie einen gefährlichen Nachſteller ihrer ehelichen Treue an ihrem Haushofmeiſter, dem ſchändlichen Golo; aber ſie dachte zu redlich, als daß ſie nach ſeinem Willen gelebt hätte. Der Böſewicht, der ſich betrogen ſah, ſann nun auf Rache, und gab das gute Weib bei der Zurückkunſt des Grafen als eine Ehebrecherinn an. Dieſer verleihet dem Verläumder Gehör, und ertheilet ſeinen Knechten den grauſamen Befehl, die Unſchuldige mit ihrem Kinde im nächſten Walde zu morden. Den Dienern, welche von der Tugend ihrer Gebietherinn und der Bosheit des Golo überzeuget waren, ward es zu ſchwer den Befehl ihres Herrn in Erfüllung zu bringen, und ſchenkten der Unglücklichen und ihrem Kinde das Leben. — Eine lange Zeit ſoll ſie nun in der Wildniß zugebracht haben, bis ihr Mann eines Tages auf der Jagd unvermuthet auf ſie ſtieß. Sigfried erkennet ſogleich ſeine Genovefa, bittet ihr das zugefügte Unrecht ab, und nimmt ſie wieder zu ſich. An dem Orte ihres Aufenthaltes ſoll nachher zum Andenken dieſer Geſchichte die Kirche zur h. Mutter Maria errichtet worden ſeyn. — Nachdem Hillin den Dom zur Morgensſeite verſchönert, und dem gedrückten Lande recht väterlich vorgeſtanden hatte, ſtarb er im J. 1169.

Eben ſo väterlich dachte auch Arnold, der an die Stelle des Hillins gewählet wurde, für ſein Biſchthum. Ihm machten ſeine unruhigen Nachbaren vieles zu ſchaffen: ſo hatte er mit dem Grafen

von

von Naſſau Händel wegen der Silbergrube bei Embs, und den Herzog von Lotharingen mußte er mit Gewalt zur Ruhe bringen. Die beraubten und ausgeplünderten Kirchen fanden an ihm einen ſonderbaren Wohlthäter, und das gedrückte und verſchuldete Land verdankte es ſeiner Sorgfalt, daß es ſich etwas erholen konnte. Da er bei ſeinem Tode ein ſchönes Vermögen hinterließ, ſo machte ſich der Kaiſer Friderich nach der Gewohnheit des damaligen Zeitalters darüber her, und plünderte den Todten rein aus. Es hieß daher damals wohl recht im Sprichworte: Pfaffengut Raffengut!

Nach ſeinem Tode ereignete ſich jene unglückliche Trennung in der trieriſchen Kirche, welche ſieben Jahre dauerte. Rudolf und Folmar, der eine Propſt, der andere Archidiakon in dem Domſtifte zu Trier, ſtritten um die erledigte Biſchofswürde. Rudolf wurde vom kaiſerlichen Hofe, Folmar vom Papſte begünſtiget: beide hatten ihre Anhänger im Lande, welche ſich wechſelweiſe verfolgten, Flüche zuwarfen, und unter einander recht grauſam ſich die Hälſe brachen. Rudolf, den der Kaiſer unterſtützte, erhielt meiſtens die Oberhand, und Folmar, der von ſeinen Gegnern verfolgt, flüchtig werden mußte, begab ſich zuletzt unter den Schutz des Königs von England. — Endlich wurden beide entſetzet, und ſo kehrte die Ruhe wieder ins Land zurück.

Johann I, ehedem Kanzler beim Kaiſer Hein-

rich,

lich, wurde darauf einhellig zum Biſchofe gewählet. Er gab ſich Mühe, die Ruhe im Lande wieder herzuſtellen, umgab Trier, welches auf mehrern Seiten jedem feindlichen Einbruche offen ſtand, mit Mauern, deckte ſein Gebieth durch viele feſten Plätze, und ſuchte ſeine Beſitzungen anſehnlich zu vermehren. Er verwendete eine große Sorgfalt darauf, die Kirchen zu verſchönern, und den äußerlichen Gottesdienſt recht prachtvoll zu machen. — Zu dieſer Zeit brachten die Kreutzfahrer mehrere Reliquien und heiligen Ueberbleibſel aus dem gelobten Lande mit ſich nach Hauſe: ſie fielen ihnen meiſtens bei der Plünderung der Sophiens Kirche in Konſtantinopel in die Hände, und wurden bei ihrer Zurückkunft als heilige Diebſtälle in unſern Gotteshäuſern aufgeſtellet.

Damals ließen ſich auch die deutſchen Ritter, welche im Morgenlande zur Beſchützung der Kreutzfahrer errichtet wurden, in Trier und Koblenz nieder, und erhielten anſehnliche Beſitzungen. — Auch die Malthe ſerritter, oder Johanniter, welche faſt denſelbigen Urſprung hatten, ſchlugen ſich in Trier auf, und wohnten anfänglich in der Brodgaſſe, in dem heutigen Johannisſpitälgen: nachher, als ſie bei Vertreibung der Tempelherrn ihre ſchönere Wohnung an der Brücke erhielten, überließen ſie ihr voriges Haus den Kloſterfrauen des ſtrengern Franciſkaner Ordens. — Die Stiftungen der beiden Abteien Arenſtein und Sayn fallen nicht weit von einander.

In einem Fehdekrieg gegen den Grafen von **Vianden** ward Johann gefangen, aber bald wieder durch den Pfalzgrafen **Heinrich** auf freien Fuß geſetzt. Ein anderwal beging derſelbige Graf die Verwegenheit, auf den Grund und Boden des Erzbiſchofes eine Burg zu errichten, um ſeinen Unfug recht ungeſtöhrt treiben zu können. Johann, der eben abweſend war, mußte es geſchehen laſſen; errichtete aber ſogleich nicht weit davon ein anderes eben ſo ſtark befeſtigtes Schloß, um ſo jeder Gewaltthätigkeit zuvorzukommen, und den unruhigen Grafen immer im Auge zu haben. — Es würde vieleicht viele Mühe und Zeit gekoſtet haben, dem Feinde die Burg mit Gewalt zu entreiſſen; Johann gebrauchte daher Liſt, und ließ eines Tages abſichtlich einige Weinfuhren die Straße vorbeiziehen. Der Feind hatte ſie kaum bemerkt, als er einen Ausfall that, ſich über die Wagen hermachte, die Fäſſer einſchlug, und recht weidlich zechte. Da ſich nun die berauſchten Soldaten auf die Burg zurückzogen, und dem Schlummer überließen; beſtürmte der Erzbiſchof das Schloß, entriß es dem Feinde, und ſchleifte ſeine Werke.

Unter dieſem Erzbiſchofe will man auch bei einer vorgenommenen Ausbeſſerung der Domkirche den Rock unſers Erlöſers wieder entdecket haben. Er wurde in der Folge öfters ausgeſetzt: Papſt **Leo X** ertheilte die Erlaubniß, ihn alle ſieben Jahre zu zeigen; und verlieh allen denen ſeinen Ablaß, wel-

che

che bei dieſer Feierlichkeit zu den heiligen Sakramenten gehen, und eine Almoſe zum Unterhalte des Kirchenbaues zurücklaſſen würden. — Sehr ärgerlich mußte es allerdings dem Erzbiſchofe geweſen ſeyn, daß Kaiſer Otto die Bürger der Stadt Trier in ſeinen beſondern Schutz nahm, und ſo auſſerordentlich begünſtigte. — Johann ſtarb im J. 1212, und ſeine Leiche ward zu Himmerod beigeſetzet: er ſchenkte zu ſeinen Lebzeiten dieſem Kloſter die Trümmer des heutigen Kaskellers, um ſich eine Wohnung davon zu errichten. Wodurch dann leider! dies uralte würdige Denkmal ſo ganz unkenntlich geworden iſt.

Auf den Johannes folgte Theoderich II, Graf von Wied. Gleich bei dem Antritte ſeiner Regierung wurde er von dem Grafen von Naſſau gefangen; aber durch den neuen Kaiſer Friderich bald wieder in Freiheit geſetzet. Bei dieſer Gefangennehmung wäre es bald um den guten Erzbiſchof geſchehen geweſen: ſchon war das Schwerd gezogen, welches ihn niederwerfen ſollte; als ein braver Ritter von Koblenz edelmüthig hervorſprang, den Schlag auffing, und ſo mit ſeinem eigenen Blute das Leben ſeines Herrn rettete.

Auf einer Kirchenverſammlung machte Theoderich für ſeine Geiſtlichen mehrere nützlichen Verfügungen: ſo ſchränkte er unter andern die verderbliche Spielſucht, und die übermäßige Kleiderpracht, welche unter ihnen überhand nahm, ein, und befahl, daß

daß kein Geiſtlicher ſich lange Zeit, wie es oft zu geſchehen pflegte, von ſeiner Kirche entfernen, ſondern bei derſelben immer wohnen ſollte. — Wunderbar iſt die Geſchichte eines Kinderzuges ins gelobte Land, welcher auch in dieſe Zeiten fallen ſoll, von mehrern aber noch bezweifelt wird. — Im Deutſchlande, beſonders im Kölniſchen, ſammelten ſich viele tauſend Knaben, wählten ſich ihren Anführer, und traten ihren Zug darauf muthig an, in der Abſicht, mit dem Beiſtande des Himmels gegen die Feinde Chriſti ihre Kräften zu verſuchen; in Italien wurden ſie aber aufgehalten, und wieder nach Haus geſchickt. Bei einer nähern Unterſuchung zeigte es ſich, daß dieſe unglücklichen Kinder alle beſtimmt waren, den morgenländiſchen Heiden in die Hände geliefert zu werden. So etwas war nichts Seltenes zu dieſen Zeiten: wir haben Beiſpiele in unſerm Lande, daß man Knaben raubte, und ſie grauſam verſtümmelte, um die ſchändlichſten Händel mit ihnen zu treiben.

Eine ſchreckliche Verfolgung begann auch damals wieder gegen die neuen Ketzer, welche in Frankreich aufſtanden, und die man mit Feuer und Schwerd zu vertilgen ſuchte. Auch ins Trieriſche ſchlichen ſich ihrer mehrere ein, und errichteten ihre Schulen. Man hatte dies kaum erfahren, als man auch ſogleich Scheiterhaufen aufbauete, um die Unglücklichen den Flammen zu übergeben. Die Dominikaner Mönche, derer Urſprung in dieſe Zeiten fält, hatten das Geſchäft auf ſich genommen, dieſe

Ketzer

Ketzer aufzuſuchen, und anzugeben. Wie wenig in Deutſchland dieſe Bekehrungsart gefiel, ſo mußte man ſie doch annehmen. Zu Trier und Koblenz räumte man ihnen ihre Wohnplätze ein, und ſuchte ſie in Aufnahme zu bringen. — Die Minoriten und Franciſcaner kamen auch faſt zu gleicher Zeit ins Land, und vermehrten die Anzahl der Bettelklöſter auf eine anſehnliche Art.

Unter dem Erzbiſchofe Theoderich ward auch in der Kreutzkirche, welche ehedem an dem Altthore der Stadt Trier ſtand, der Körper des heil. Theodulfus vorgefunden, und in das Dominikaner Kloſter gebracht, wo er noch heut zu Tage ruhet. Dieſer Theodulfus war aber nicht, wie man gewöhnlich glaubt, Biſchof zu Rheims, ſondern aus ältern Zeiten. Er ſtammte aus einer kaiſerlichen Familie, floh den Hof, ſuchte die Einſamkeit, und kam nach Trier, wo er ſtarb und begraben ward. — Merkwürdig iſt noch der Kirchenbau zu unſerer lieben Frauen in Trier, wozu unter Theoderich der Grnnd geleget wurde. Das Gebäude iſt ſchön, hoch und dauerhaft aus regelmäßig gehauenen Steinen neben der Domkirche aufgeführet, und ruhet auf prachtvollen Säulen, welche in ſolcher Ordnung ſtehen, daß ſie beim Eintritte dem Auge ein ſchönes Kreuz darſtellen. Das Dach war vordem viel höher, und iſt wegen Gefahr des Einſturzes nachher herabgenommen worden.

Gebäu-

Gebäude von der Art, mit dicken hohen Mauern und mit dunklen bemahlten Fenſtern, ſehen wir noch mehrere im Lande. Die Bauart iſt aus dem wärmern Morgenlande, wo ſie wegen der brennenden Sonnenhitze ſehr bequem war. Obſchon ſie für unſere kältern Gegenden nicht die beſte iſt, ſo fand ſie doch Eingang; weil die Deutſchen nichts beſſeres an ihre Stelle zu ſetzen wußten. Vordem war die römiſche Bauart im Schwunge: da erbaute man die ſchönſten und dauerhafteſten Gebäude, welche noch bis itzt gröſtentheils der Zeit getrotzet haben, und uns in Verwunderung ſetzen. Selbſt Nicetius ließ ſein prächtiges Schloß an der Moſel noch durch italiäniſche Bauleute aufrichten. Wie die Bauart vordem war, ehe die Römer gekommen ſind, haben wir oben geſehen.

Theoderich ſuchte ſich gegen ſeine feindlichen Nachbaren und unruhigen Adlichen zu ſchützen, erbaute Kylburg, und befeſtigte Montabaur. — Recht ſchauerlich mußte es damals bei uns ausgeſehen haben: da lag faſt auf jedem hervorragenden Felſen eine Burg, deren Bewohner vom Raube lebten, die vorbeiziehenden Kaufleute auszogen, die Kloſterfuhren überfielen, und faſt keinen Reiſenden friedlich vorbei ziehen ließen. Lange Zeit gieng es zu, ehe dieſe Raubſchlöſſer zerſtöret, und den Rittern das Handwerk gelegt werden konnte. — Die häufigen Ueberbleibſel dieſer Burgen in unſerm Lande erregen in uns noch einen Schauer, und erinnern

uns

uns an die traurigen Zeiten des Fauſtrechtes, wo ein jeder Herr ſeyn wollte, wo der Stärkere den Schwächern unterdrückte, und ein ewiger Krieg herſchete. — Theoderich ſtarb im J. 1242.

Nach ihm fing die trieriſche Geiſtlichkeit an, ſich das Wahlrecht allein anzumaßen, und das Volk davon auszuſchließen: ſie wählte ſich Arnold II Grafen von Iſenburg. Dies verurſachte nun Strittigkeiten; weil das Volk den Rudolf von der Brücke lieber zu ſeinem Biſchofe gehabt hätte. Beide Theile fielen ſich in die Haare: der Pallaſt und die Domkirche dienten zu ihren Verſchanzungen, woraus ſie ſich wechſelweiß überfielen und verfolgten. Da Rudolf endlich nachgab, und ſeinem Gegner Platz machte, ſo war die Ruhe wieder hergeſtellt. Dieſer Handel verurſachte in der Folge, daß Arnold das Schloß der Herrn von der Brücke, welche ſonſt in der Stadt Trier wohnten, davon ausſchloß; indem er die Stadtmauern enger ziehen, und die Neidpforte dem Schloße gegen über aufbauen ließ. Weder das Thor noch die Burg dieſer Herrn beſtehet heut zu Tage mehr.

Um dieſe Zeit erſchienen auch in unſerm Lande die Kloſterherrn der h. Dreifaltigkeit, welche zur Auslöſung der gefangenen Chriſten errichtet waren, und ſiedelten ſich jenſeits der Moſel ohnweit Trier auf dem Helenenberge an. — Nach Trier kamen die Kloſterfrauen von Agneten oder

St.

St. Gervaſius, wie ſie zu der Zeit genennt wurden: in der Folge ſind ſie wegen ihrem ſittenloßen Leben vertrieben, und andere von einer ſtrengern Ordensregel an ihren Platz geſetzt worden. Auch die Nonnen von St. Medard, welche vordem auſſer der Stadt lagen, wurden dahin verleget. Recht unordentlich mußte es damals in dieſen Frauenklöſtern ausgeſehen haben; da man ſich ſo viele Mühe gab, die Zucht bei ihnen wieder herzuſtellen, und ihrer mehrere, welche ſonſt drauſſen wohnten, zur Stadt gebracht werden mußten.

Damals nahm König Konrad die Bürger von Trier aufs Neue in ſeinen Schutz, und ertheilte ihnen manche Freiheiten, welche dem Erzbiſchofe nicht angenehm ſeyn konnten. — Arnold mußte ſich meiſtens auf ſeinem Schloße Ehrenbreitſtein aufhalten; denn die Geiſtlichkeit, welche ſeine eigenen Unterthanen gegen ihn aufwiegelte, machte ihm viele Plage. Er ſtarb im J. 1259, nachdem er Koblenz von allen Seiten befeſtiget, und verſchönert hatte.

Da man nach ſeinem Tode wegen der neuen Biſchofswahle nicht einig werden konnte, ſo ward Heinrich von Vinſtingen vom Papſte angeſetzet. Er trat kaum ſeine Regierung an, als er auch ſchon Strittigkeiten mit Theoderich dem Abte von Matheis anfing. Der Abt mußte mit ſeinem Anhange entweichen, und hatte ſogar das Unglück,

glück, von den Leuten des Erzbiſchofes aufgefangen und gemißhandelt zu werden. Der Handel wird nach Rom berichtet: der Papſt läßt die Sache unterſuchen, entſetzet den Heinrich, hält ihn gefänglich, und gibt den Trierern einen andern Biſchof. — Heinrich hatte nachher Gelegenheit zu entkommen, legte den Streit durch Geld in der Güte bei, glich die Feindſeligkeiten mit dem Abte aus, und gelangte ſo wieder zu dem vorigen Beſitze ſeines Biſchthums.

Heinrich errichtete mehrere Burgen und feſten Plätze, beſchnitt Klöſter und Kirchen, und bekam Händel mit der Stadt Koblenz, wo er zum Verdruße der Einwohner ein feſtes Schloß errichtete. Unter ihm fällt auch die Stiftung der Kirche in Kylburg und des Kloſters Engelport. — Er ſtarb im J. 1286. an einer langwährigen und ſchmerzhaften Krankheit, welche die Geiſtlichkeit, die unter ihm manches leiden mußte, als eine Strafe des Himmels ausgab. — Sieben der Hauptkirchen in und auſſer Trier trafen zu ſeinen Lebzeiten den Verein, ſich unter einander beizuſtehen, und wechſelſeitig ihre Güter und Freiheiten gegen jeden Angriff zu vertheidigen.

Auf den Heinrich folgte Boemund von Warnesberg. Er war ein ſanfter und recht beliebter Biſchof, zu dem auch der geringſte ſeiner Leute den freieſten Zutritt hatte, und unter welchem das Land, welches in dieſen unruhigen Zeiten oft hart mitgenommen

nommen ward, ſich wieder etwas erholen konnte. Um dieſe Zeit trennten ſich die Domherrn, und verließen die Stadt, weil ihnen der Papſt zumuthen wollte, zween unadliche Mitglieder in ihr Stift aufzunehmen. — Im J. 1296. iſt die Moſel ſo hoch aufgeſchwollen, daß ſie über die trieriſche Brücke und an mehrern Orten ſogar über die Stadtmauern ſtrömte. — Unter Boemund fanden auch die Karmeliten, ein Mönchsorden von dem Berge Karmel im Morgenlande, Aufnahme im Trieriſchen, und ließen ſich zu Boppard, Trier und Beilſtein nieder. Nachdem Bognund das Schloß in Neumagen errichtet hatte, ſtarb er im J. 1299. — Damals fingen mehrere Ortſchaften im Lande an ſich etwas zu erheben: ſie wurden von ihrer Leibeigenſchaft befreiet, erhielten Stadtgerechtſamen, baueten ſich Ringmauern, und wurden von den deutſchen Kaiſern auf mancherlei Art begünſtiget.

Es war auch zu dieſer Zeit, da man den Juden in Oberweſel die Schuld gab, einen chriſtlichen Jüngling, mit Namen Werner, auf die grauſamſte Art gemordet zu haben: dies verurſachte dann wieder neue Verfolgungen und Bedrückungen gegen dieſe Unglücklichen. — Man verfuhr immer ſehr hart gegen die Juden, ließ ſich von ihnen, wie von einem Gut und einer Waare, Zins und Zoll geben, nahm ſie auf, und verjagte ſie wieder nach Belieben, ſchloß ſie aus jeder Verbindung der andern Bürger aus, benahm ihnen jedes Mittel, ſich auf eine ehrliche Art durchbringen zu können, und zwang

ſie

ſie ſo, ſich auf Betrug und Wucher zu legen. — Daß unſere Zeiten doch noch nicht menſchlicher hierinn geworden ſind!

Auf den Boemund kam Dietherus, ein Bruder des Königs, und ehedem Dominikaner Mönch. Die Bürger der Stadt Trier ſtanden gegen ihn auf, und vereinigten ſich mit dem Grafen von Luxemburg, welchen ſie in ihre Stadt aufnahmen, und dem ſie das Burgerrecht ſogar ertheilten. Es war noch nicht lange, daß dieſes gute Einverſtändniß zwiſchen der Stadt und dem Grafen herrſchte: vordem waren die größten Feindſeligkeiten zwiſchen ihnen, und das zwar aus der Urſache; weil die Luxemburger zu Grevenmachern einen Zoll anlegten, und dadurch den freien Handel der Trieriſchen hemmten. Die Bürger, welche dies nicht zugeben wollten, thaten nun einen Ausfall, verwüſteten Grevenmachern, und plünderten im Gebiethe des Grafen. Dieſer will nun auch die zugefügte Beleidigung rächen, rücket vor Trier, belagert es, und fällt ihm ſehr beſchwerlich. Die Feindſeligkeiten legten ſich nachher, und ein enges Bündniß trat an ihre Stelle.

Durch dieſes Bündniß unterſtützet, wollten die Bürger nichts mehr von ihrem Erzbiſchofe hören, ſagten ihm den Gehorſam auf, und verjagten ſeine Beamten. Dietherus war zu ſchwach, als daß er alles dieſes hätte verhindern können; da er noch

zudem vieles mit den unruhigen Koblenzern zu thun hatte. Er mußte es geſchehen laßen; daß ſie ſich ihre eigenen Magiſtratsperſonen wählten. Gehaßt von ſeinen Unterthanen, die er durch ſchwere Abgaben drückte, ſtarb er im J. 1307.

Unvergeßlich bleibt uns Trierern der Erzbiſchof Balduin, welcher auf ihn folgte. Er war ein Bruder Kaiſer Heinrich des Siebenten, und Dompropſt in Trier. Frühe legte er ſich auf die Wiſſenſchaften, in welchen er es ſehr weit brachte, und ſchon in ſeinem drei und zwanzigſten Jahre ward er zur Biſchofswürde berufen. Sein Körperbau war zwar klein, aber doch ſchön und regelmäßig: ſeine Geſichtsbildung und ſein Aug waren ganz der Abdruck einer großen und feuervollen Seele. Als ein erfahrner Kriegsmann machte er den langwiehrigen Zug mit ſeinem Bruder nach Italien, hatte oft mit auswärtigen Feinden, öfters aber noch mit ſeinem eigenen Adel im Lande zu thun. Er zerſtörte viele Raubſchlöſſer, baute zu ſeiner eigenen Vertheidigung mehrere feſten Plätze an, und übergab ſie ſeinen Burgmännern, welche mit Leib und Leben dieſelben gegen jeden feindlichen Angriff vertheidigen mußten. Der Kaiſer, ſein Bruder, beſtättigte und vermehrte auf eine anſehnliche Art die alten Schankungen und Vorrechten, und das trieriſche Land war unter dieſem Kurfürſten in ſeiner größten Blüthe.

Das Anſehen unſerer Biſchöfe war damals aufs höchſte geſtiegen: ſie ſchloſſen nun mit einigen wenigen bei den Wahlen des deutſchen Kaiſers die übrigen Fürſten aus, maßten ſich das Recht an, ihn allein anzuſetzen, und wurden deswegen Wahl- oder Kurfürſten genennet; denn kuren hieß vor Alters ſo viel, als wählen. — Als Kanzler in Lotharingen mußten ſie ſich oft am kaiſerlichen Hofe aufhalten, und einigemal ſelbſt die Reichsverwaltung übernehmen. Da ſie auf dieſe Art immer an Macht und Anſehen zunahmen, ſo hielten ſie auch ihren prächtigen Hofſtaat, und ließen ſich fürſtlich bedienen. Die Edelleute waren zu ihrer Beſchützung da, mußten mit ihrem Herrn ausziehen, und mit Gut und Blut für ſeine Sache ſtreiten; dafür bekamen ſie dann von ihm anſehnliche Beſitzungen, die man Lehen nannte. Kein anderer Soldatenſtand war damals bekannt, und von einem beſtändigen Fußvolke, welches im Solde ſtand, wußte man noch nichts. Unſere Kurfürſten erhielten nun auch das vollkommene Recht über die Flüße ihres Landes, konnten an der Moſel und auf dem Rheine nach Gutdünken Zölle anlegen, ſich das Geleitgeld geben laßen, und der Sachen mehr thun, die ſonſt nur der Kaiſer ſich anmaßte, den Erzbiſchöfen aber nachher übertrug. Die Unterthanen entrichteten ihnen ihre Abgaben, und zahlten ſchon frühe Steuern von ihren Gütern. — So bildete ſich nach und nach die Landesherrliche Gewalt unſerer Biſchöfe, und ſtieg zu der Höhe, in welcher ſie zu unſern Tagen erſcheinet.

Als Balduin die Regierung antrat, ſo war es ſein erſtes Geſchäft, die Freiheit der trieriſchen Bürger einzuſchränken, den Vertrag, welchen ſie mit dem Dietherus geſchloſſen hatten, umzuſtoßen, ihre gewählten Obrigkeiten abzuſetzen, und die alte Verfaſſung wieder einzuführen. Dies alles konnte er dann leicht ins Werk ſetzen, weil er eine ſtarke Macht hatte, und Gewalt gebrauchen konnte, wenn man ſich ihm widerſetzen wollte. — Uebrigens machte er manche ſchönen Verbeſſerungen im Lande, legte breite Straßen an, ſchlug Brücken, und beförderte die Sicherheit der Reiſenden. Ihm hat auch Koblenz die ſchöne Moſelbrücke zu danken, welche größtentheils von Almoſen und Bußegeldern errichtet ward. — Die Stadt Trier hatte unter ihm Strittigkeiten mit den Mönchen von Martin wegen der runden Pforte, oder dem heutigen Martinsthore, worauf beide Theile Anſpruch machten. Die Sache kam nachher zum Vergleiche: die Mönche mußten nämlich immer von auſſen, die Bürger aber von innen zugleich aufſchlieſſen, wann ſie geöffnet werden ſollte.

Unter die Regierung des Kurfürſten Balduin fällt auch die Aufhebung der Tempelherrn, welche faſt zu einer Zeit im Lande verſchwunden ſind. Man bürdete ihnen mehrere Verbrechen auf, und ſtreuete die größten Schandthaten aus, welche von ihnen verübt ſeyn ſollten; vernünftige Leute aber, welche Einſicht in dieſe Sache hatten, wollten wiſſen, daß

 man

man alles dieſes erdichtet habe, um Urſache zu finden, ſich über ihre Schätze herzumachen. — Recht furchtbar machte ſich damals den Koblenzern Reinald Herr von Weſterburg: er lag in der Burg Grenzau, und trieb manchen Unfug in der Nachbarſchaft: dies bewog die Koblenzer, aufzubrechen, um ihn daraus zu verjagen. Als ſie nun ganz ſorglos, ohne den geringſten Angriff noch zu vermuthen, ihres Weges daher zogen; ſo brach auf einmal der Feind aus einem Hinterhalte hervor, überfiel die erſchrockenen Koblenzer, machte ihrer mehrere nieder, und ſchlepte die andern mit ſich in die Gefangenſchaft fort. Der Kern des Adels ſoll bei dieſem ſchrecklichen Ueberfalle umgekommen ſein; jährlich begehen noch daher die Bürger der Stadt das Andenken dieſer Niederlage in einer feierlichen Proceſſion.

Wie ſiegreich Balduin meiſtens gegen ſeine Feinde war, ſo mußte er doch einmal das Unglück haben, einem Weibe in die Hände zu fallen. Als er eines Tages mit einem geringen Geleite die Moſel herab fuhr, ſo fühlte er auf einmal bei dem Schloße Starkenberg ſein Fahrzeug gehemmet: man hatte nämlich abſichtlich Ketten durch den Fluß geſpannet, welche den Vorbeifahrenden aufhalten ſollten. Unter dem Beſtreben ſich durchzubrechen, wird er von feindlichen Nachen umgeben, ergriffen, und gefangen auf die Burg geführet. Dies alles geſchah auf den Befehl der Spanheimiſchen Wittwe

we Laureta, welche ihn nur unter der Bedingniß wieder loß gab, daß er ſich anheiſchig machte, ein Löſegeld von 30000 Gulden zu zahlen, und nie mehr eine Burg auf dem Birkenfelder Gebiethe zu errichten.

Um dieſe Zeit wüthete die Peſt im Lande ſo ſtark, daß die Menſchen oft zu Tauſenden hingeraſt wurden, und Mütter ſo gar ihre eigenen Kinder gemordet und aufgezehret haben ſollen, um dem Hungertode zu entgehen.

Mit dieſer ſchrecklichen Plage ward damals unſer Deutſchland öfters heimgeſuchet. Die beſtändigen Kriege entzogen dem Landbaue ſo viele arbeitſamen Hände, und brachten manche Uebel aus dem wärmern Morgenlande mit: der Ackersmann war zu knechtiſch behandelt, und bekam zu wenig für die Früchten ſeiner Arbeit, daß ſein Fleiß unmöglich belohnet, und ſeine Betriebſamkeit aufgemuntert werden konnte. Die Folge nun davon war, daß Noth und Mangel ſich oft einſtellten, und die Plagen und Krankheiten, welche meiſtens damit verbunden ſind, große Verheerungen im Lande anrichteten. So ſtehet es nicht ſelten bei dem Menſchen, die Erde zum Paradieſe oder zum Jammerthale umzuſchaffen.

Dieſe häufigen Landplagen verurſachten auch die ſonderbaren Proceſſionen der Tänzer und Geißler, welche im Lande, tollen Leuten ähnlich, herumzogen,

zogen, ſich mit grauſamen Geiſelhieben den Rücken wund und blutig ſchlugen, bis zum Raſendwerden herumſprangen, und des Unfuges noch mehr trieben. So glaubten ſie dann den erzürnten Himmel zu beſänftigen, und die Plagen abzuwenden. So erfinderiſch iſt der Menſch, ſich ſelbſt zu plagen, wo er es nicht nöthig hat! — Es iſt noch nicht lange, daß wir bei uns Ueberbleibſel dieſer Geißler- und Tänzerproceſſionen geſehen haben.

Balduin ſtarb im J. 1354, nachdem er noch zuvor die Karthäuſer, gegen welche er eine beſondere Vorliebe äußerte, ſowohl zu Trier als zu Koblenz aufgenommen hatte. Er ſelbſt hielt ſich gerne unter ihnen auf, und hatte ſogar eine eigene Zelle in ihrem Kloſter vor Trier, wohin er ſich öfters zurückzog, um ſeine letzten Tage dem ſtillen einſamen Leben zu widmen. Auf der andern Seite der Moſel, Trier gegen über, hatte er ſich auf einem anmuthigen Berge ein Sommerhaus errichten laſſen — der Trierer nennet es noch heut zu Tage Balems- oder Balduinshäuschen — hier ſoll er ſeines ſiechen und kraftloſen Alters gepfleget haben. Er ward auch für Mainz, Worms und Speier zum Biſchofe begehret, und von allen geliebt und bewundert, die ſeine Verdienſten kannten, und zu ſchätzen wußten.

Auf ihn folgte Boemund II, Graf von Saarbrücken. Er ſaß nicht lange auf dem biſchöflichen Stuh-

Stuhle; denn der Adel, welcher ſein ſchwächliches Alter und ſeine auſſerordentliche Gutherzigkeit wohl zu benutzen wußte, machte ihm vielen Kummer. Er trat deswegen im J. 1361 an Cuno von Falkenſtein, Domherrn zu Mainz, die Regierung ab, ließ ſich einen reichlichen Lebensunterhalt auswerfen, und begab ſich auf ſein Schloß Sarburg, wo er im J. 1367 ſtarb.

Cuno hatte viele Plage mit der Stadt Trier, deren Einwohner ſich als freie Reichsſtädter betrachteten, welche nur unter dem Kaiſer ſtehen, und den Kurfürſten in weltlichen Sachen, als ihren Oberherrn, nicht anerkennen wollten. Sie gaben ſich ihre eigene Verfaſſung, wollten ſich keine Zölle auf der Moſel anlegen laſſen, zwangen die Schiffe drei Tage vor der Stadt Stappel zu halten, wählten ſich ihre eigenen Obrigkeiten, hatten ihre Zünften, machten mehrere Verfügungen zum Nachtheile der Geiſtlichkeit, führten für ſich Krieg, ſchloſſen Frieden, und gingen Bündniſſe gegen ihre eigenen Fürſten ein.

Das Betragen des Cuno gegen die Bürger von Trier war anfänglich freundſchaftlich und nachgebend; kaum war er aber von ihnen anerkennet, als er dies ſein Betragen änderte. Mit gewaltſamer Hand griff er die Stadt an, ſchnitt ihr alle Zufuhr ab, und hielt die Einwohner, welche ihm in die Hände fielen, gefänglich. Die Bürger gaben endlich

nach,

nach, und vereinigten ſich in ſo weit mit ihm, daß ſie den ganzen Handel zum Kaiſer, welcher dann in der Sache entſcheiden ſollte, berichten wollten

Der Kaiſer ſprach zu Gunſten des Erzbiſchofes, und befahl den Bürgern, ſich unter ſeine Obergewalt zu fügen. Die Trierer glaubten manches gegen die Rechtmäßigkeit dieſes kaiſerlichen Machtſpruches einwenden zu können, waren darüber ſehr unzufrieden, und verbanden ſich aufs neue mit dem Herzoge von Lotharingen, der ihnen für eine gewiſſe Summe ſeine Hülfe und ſeinen Schutz verſprach. Dieſes bewog den Kurfürſten, ſeine Foderungen etwas herab zu ſtimmen, und die Bürger gelinder zu behandeln. Da er aber nachher zu Pfalzel einen neuen Zoll anlegte, ſo brach das Feuer wieder aus: die Bürger bewafneten ſich, mißhandelten die Geiſtlichkeit, und zwangen den Fürſten, ihnen mehrere ihrer vorigen Gerechtſamen wieder zu geben.

Das Städtchen Pfalzel, welches bei den verſchiedenen Uneinigkeiten oft unſern Kurfürſten zur Vormauer gegen die Bürgerſchaft von Trier dienen mußte, ward unter Cuno anſehnlich befeſtiget. Er erbaute am Rhein das Schloß Cunoſtein, vermehrte ſeine Beſitzungen auf eine anſehnliche Art, mußte öfters mit Gewalt den aufrühriſchen Adel zur Ruhe bringen, und hatte vieles mit einer Räuberhorde aus England, welche bis ins Trieriſche ſtreifte,

zu

zu thun. — Das Kloſter Prüm, welches durch die üble Haushaltung ſeiner Vögte ausgeplündert, und von ſeinen Mönchen verlaſſen war, kam unter die Aufſicht des Cuno, der aber nicht vieles zur Herſtellung der Ruhe und des vorigen Glanzes beitragen konnte.

Noch immer hörte die Peſt nicht auf zu wüthen, und rafte in den Städten und Dörfern eine unzählige Menge von Menſchen hinweg. — Im J. 1363 kam eine ſo große Anzahl Heuſchrecken ins Land, daß ſie die Luft verfinſterten: ſie waren eine halbe Spanne lang, kamen zur Erndezeit, thaten auf den Feldern vielen Schaden, und blieben, bis ſie vom Reiſe alle vertilget wurden. — Das J. 1387 war ſo fruchtbar, daß der Kurfürſt von Mainz hundert Fuder Wein für hundert Gulden kaufte.

Man wundere ſich nicht über ſolche wohlfeilen Zeiten. In einer trieriſchen Kloſter Rechnung vom J. 1474 findet man, daß für eine Floß Holz drei Gulden und fünfzehen Albus bezahlet wurden: einhalb Hundert Heringe koſteten nicht mehr, als acht Albus, und nur fünf Gulden ſechs Albus gab man für zwei ſchwere Schweine. — Damals war nämlich das Geld noch ſeltner und in größerem Werthe; die Lebensmittel aber, beſonders wenn ſie im Ueberfluße da waren, ſtanden in geringerm Preiſe, als heut zu Tage; weil ſie durch den Handel nicht weit verführt werden konnten, und in dem Lande ſelbſt ab-

geſezt

geſetzet werden mußten. Zu der Zeit war auch ein Gulden nach ſeinem innern Werthe faſt viermal ſo viel, als ein heutiger: ſo ſehr fing man an, das Gold und Silber nach und nach mit fremdem Zuſatze zu vermiſchen, den Handel dadurch zu erſchweren, und die Lebensmittel zu vertheuern. Es iſt alſo nicht die geringſte Ungerechtigkeit, daß in dem Verhältniße, wie das Geld täglich ſchlechter wurde, auch der Handelsmann, Handwerker, Taglöhner und Landmann aufſchlagen mußten.

Die Proceſſionen der Springenden wurden zu der Zeit ſo häufig, daß alle Städte und Ortſchaften von ſingenden und tanzenden Heiligen wimmelten, und ihrer mehrere auf dem freien Felde gefunden wurden, welche ſich zu todt geſprungen haben.

Im J. 1388 begab ſich Cuno zur Ruhe, und bekam an dem Grafen Werner von Königſtein einen Gehülfen und Nachfolger. Dieſer ließ es ſich zu einer beſondern Sorge ſeyn, Schätze zu ſammeln; er wollte die Kunſt verſtehen, Gold zu machen, verſchmolz im Feuer das Geld ſeiner Unterthanen, und ſetzte das Land dadurch in groſe Schulden. Man erzählet, daß er in ſeinem Schloße Kapellen mehrere Leute unterhalten habe, die ihm Hofnung machten, durch dieſe Kunſt groſe Reichthümer zu erlangen. Man hofte wirklich nach dem Tode Werners, in dieſem Schloß mehrere vergrabenen Schätze zu finden, und gab ſich Mühe, ſie zu erhe-

erheben. — Wenn doch die Fürſten ſtatt der vergeblichen Kunſt, Gold zu machen, die Wiſſenſchaft erlernten, ihre Länder glücklich und blühend zu machen, und anſtatt nach Schätzen zu graben, der Nachwelt Schätze hinterlegten, die kein Roſt verzehren wird. Gibt es doch heute der betrügeriſchen Goldmacher und abergläubiſchen Schatzgräber noch genug! Was doch der Geldgeiz über uns Menſchen nicht vermag!

Werner hatte mit den Einwohnern von Weſel, welche einen Aufſtand gegen ihn erreget hatten, vieles zu ſchaffen, und mußte ein ganzes Jahr mit der Belagerung ihrer Stadt zubringen. Bei dieſer Gelegenheit komt auch zuerſt der Gebrauch des Feuergeſchützes vor: es war noch nicht lange, daß ein Franciskaner Mönch das Schießpulver erfunden hatte; man verſtand ſich aber noch nicht ſonderlich darauf, und ſchoß anfänglich nur mit ſteinernen Kugeln aus großen eiſernen Feuerröhren, welche man zu der Zeit Donnerbüchſen nannte. — Werner erbauete ſich in Engers ein neues Schloß, und verſetzte dahin den Zoll von Kapellen. Er legte auch den Grund zu der Burg in Wittlich, welche erſt unter ſeinem Nachfolger vollendet ward, und Ottenſtein heißt.

Unter ihm erhielten die Bürger von Trier neue Beſtättigungen ihrer Vorrechten und Freiheiten, ſuchten ſich und ihre Stadt auf mancherlei Art gegen

gen ihren eigenen Fürſten und andere unruhigen Nachbaren zu decken, und errichteten zu ihrer Vertheidigung an der Simeonskirche einen hohen viereckigten Thurm. Die Stadt war damals in verſchiedene Kriege verwickelt: da waren unter andern die Bürger von Metz, Hugo von Baldringen, Johann von Grichingen, Johann von Reiferſcheit, Erhard von Gymnich, die Herrn von Kerpen und Warsberg, Johann Kronenberger und Peter Osberg, welche faſt zu gleicher Zeit der Stadt vieles zu ſchaffen machten.

Die Geiſtlichkeit verdankt es auch dieſem Erzbiſchofe, daß ſie nun, wie die übrigen Laien, mit einem Teſtamente ſterben kann. Vordem war es nicht ſo; da machten ſich die Leute des Biſchofs über die Hinterlaſſenſchaft der Geiſtlichen her; ſo, daß es oft Raub und Todſchlag dabei abſetzte. Für dieſe Erlaubniß muß noch heut zu Tage die Geiſtlichkeit etwas bezahlen, die erſten Früchten ihrer Kirchenämter dem Erzbiſchofe überlaſſen, und am Allerſeelentage Werners Andenken feiern.

Zu dieſen Zeiten ſah es im ganzen Reiche ſehr traurig aus: da gewannen die Kriege, die beſtändigen Plünderungen und Verwüſtungen kein End; da war kein Kaiſer, der ſtark und angeſehen genug geweſen wäre, dem Uebel zu ſteuern, und nur dadurch, daß ſich die mächtigeren Fürſten unter einan-

der

der verbanden, war es möglich, ſich gegen die allgemeinen Gewaltthätigkeiten etwas zu ſchützen. Von der andern Seite brachen die Türken und Ungarn, denen man nicht Widerſtand genug leiſten konnte, ins deutſche Reich ein. — Nicht beſſer ſah es damals in der Kirche aus: da gab es zu gleicher Zeit drei Päpſte, welche ſich wechſelſeitig verfolgten und verfluchten: da herſchten Mißbräuche und ſchändliche Gelderpreſſungen: wegen verſchiedenen Religionsmeinungen verfolgte man ſich, und ſchlug ſich unter einander todt. Dies bewog dann die Deutſchen, in der Stadt Konſtanz zuſammenzutreten, und eine Kirchenverſamlung zu halten, um dem einreiſſenden Uebel zu ſteuern, und die Geldbegierde des päpſtlichen Hofes einzuſchränken.

Auf den Kurfürſten Werner, der im J. 1418 ſtarb, folgte Graf Otto von Ziegenheim. Dieſer machte zween Feldzüge nach Böhmen, wo man die daſigen Huſſiten als Ketzer mit Feuer und Schwerd verfolgte. Seine Unternehmungen liefen aber nicht nach Wunſch ab: er focht unglücklich, und zog mit einem großen Verluſte ſeiner Leute wieder nach Haus. Er wallfahrtete mit einem kleinen Gefolge ins gelobte Land, und verſetzte das Haupt des h. Mathias in die Domkirche. — Am meiſten lag ihm die Verbeſſerung ſeiner Geiſtlichkeit am Herzen: er gieng ſelbſt mit dem ſchönſten Beiſpiele vor, und ſuchte das einigemal mit Gewalt zu Stande zu bringen, was er auf dem Wege der Güte nicht erlangen

langen konnte. Er verjagte die aufrühriſchen und unzufriedenen Mönchen, verſchloß den Domherrn die Stadtpforten, da ſie bei der bevorſtehenden Veränderung, welche ihnen ſo wenig gefiel, heimlich mit den Kirchenſchätzen entweichen wollten, und veranlaßte in der Abtei von Maximin eine Zuſammenkunft von 57 Prälaten, welche die klöſterliche Zucht und Ordnung wieder einführen ſollten.

In einer Kirchenverſamlung, welche er mit ſeiner Geiſtlichkeit hielt, ſuchte er die eingeriſſene Sittenloſigkeit zu hemmen, und den Ablaßkrämern, welche häufig im Lande herumzogen, und den Leuten für Geld Nachlaß ihrer Sünden anbothen, ihr Handwerk zu legen. Er war wohlthätig gegen die Hülfsbedürftigen, und hatte ein beſonderes Herz gegen die armen Landleute, denen er bei einbrechender Noth recht väterlich beiſprang. Er ſtarb an einer ſchmerzhaften Krankheit, noch in der Blüthe ſeiner Jahre; nur das verdunkelt in etwas ſeinen Ruhm; daß er die Juden, gegen welche er auſſerordentlich hart war, aus der Stadt Trier verjagte.

Die Veranlaſſung dazu war nach Angabe der Geſchichte folgende: da er einmal in ſeinen jüngern Jahren, wo er vieleicht eine freiere Lebensart führte, Geld von ihnen erborgen wollte, und ſich in ſeiner Erwartung betrogen fand; ſo ſoll er geſchworen haben, ſich an ihnen zu rächen, wenn es einmal in ſeinen Kräften ſtehen würde. Sobald er Kur-

fürſt

fürſt geworden war, brachte er dieſen Schwur in Erfüllung: alle Juden mußten nun auf ſeinen Befehl ohne Ausnahme mit Sack und Pack die Stadt mit dem Rücken anſehen. — Die Juden wohnten vordem abgetrennet von den übrigen Einwohnern der Stadt in einer beſondern Gaſſe, die man die Judengaſſe nannte.

Nach dem Ableben des Otto gab es wieder Uneinigkeiten wegen der Wahl eines neuen Biſchofs. Ulrich von Manderſcheid und Jakob von Sirk waren im Vorſchlage, als der Papſt nach ſeiner angemaßten Gewalt ſich wieder ins Mittel legte, und dem Rabanus, Biſchofe zu Speier, dieſe Würde ertheilte. Jakob fügte ſich; nicht aber ſo Ulrich: dieſer wollte ſich auf keine Art die Landesregierung nehmen laſſen, und ſchlug ſo gar ſchon Geld in ſeinem Namen. Er hatte auch einen groſſen Anhang im Lande, und wäre vieleicht durchgedrungen; wenn ihn nicht der Papſt mit ſeinem Bannfluche beleget, und die Kirchen hätte ſchließen laſſen; ſo, daß im Erzſtifte in vier Jahren kein öffentlicher Gottesdienſt gehalten werden durfte. Dies bewog dann auch die Bürger von Trier, welche es vordem mit Ulrich hielten, dem Rabanus die Thoren zu öffnen.

Ulrich, der ſich nun ſo ganz verlaſſen fand, brauchte Gewalt, griff Trier an, und ſoll immer eine liederliche Weibsperſon, die ihm als Wahrſage-

ſagerinn diente, bei ſich geführet haben. Er müßte aber zuletzt von ſeinem Unternehmen abſtehen, und ſich zur Ruhe begeben. — Unter dem Rabanus fühlte ſich das Land nicht glücklicher, als bei den vorigen Unruhen. Er machte einen großen Aufwand, verſetzte Zölle und ganze Landſtriche, ſoll 40000 Gulden Landſchulden hinterlaſſen, und die Unterthanen recht ausgeſauget haben. Eben ſo unrühmlich war es auch von ihm, daß er es zu der Zeit, da die deutſchen Biſchöfe Verbeſſerungen in der Kirche machen wollten, ſo eifrig mit dem Papſte hielt.

Damals lebte auch der weltberühmte Cardinal Niklas von Cues: er war an der Moſel nicht weit von Bernkaſtel gebürtig, und von einer geringen Herkunft: frühe legte er ſich auf die Wiſſenſchaften, und brachte es darinn ſo weit, daß er zu hohen Ehren kam, Biſchof, und endlich Cardinal ward. Er ward zu mehrern Geſandſchaften ſowohl ins Morgenland, als nach Deutſchland, gebraucht, und ſtiftete in ſeinem Geburtsorte ein Hospital, welches noch beſteht, und eine gute Einrichtung hat. — Rabanus überließ dem Jakob von Sirk für 60000 Gulden die Biſchofswürde, ſetzte ſich in Ruh, und gieng nach Speier zurück.

Der Kurfürſt Jakob wurde als ein großer Staatsmann in den wichtigſten Angelegenheiten des Reichs gebrauchet. Seine erſte Arbeit war; daß er zwiſchen der Bürgerſchaft und der Geiſtlichkeit von

Trier

Trier die geſtörte Ruhe wieder herſtellte. Die Einwohner dieſer Stadt, welche durch mehrere Kriege ganz erſchöpfet waren, widerſetzten ſich nämlich den üblichen Vorrechten ihrer Geiſtlichkeit, und wollten nichts von den Zoll- und Accisfreiheiten der geiſtlichen Weine mehr wiſſen. — Die Strittigkeiten wurden zuletzt ſo ſtark, daß die Geiſtlichkeit aus der Stadt entwich, und der Kurfürſt ſich ins Mittel legen mußte. Der Handel wurde dahin gelenket, daß die Geiſtlichkeit ſich anheiſchig machte, ſechs Jahre von ihren Weinen die gehörigen Abgaben zu entrichten, nach welcher Zeit ſie wieder ihre vorige Freiheit genießen ſollte. — Ein gewiſſer Cornelius, Statthalter von Luxemburg, hatte ſich mit noch mehrern andern in der Abſicht verbunden, die Herrſchaft über Trier an ſich zu reiſſen. Die Verſchwörung ward aber noch zur guten Zeit durch eine Magd entdecket, und vier Verräther wurden enthauptet und geviertelt. — Der Kurfürſt konnte oder wollte es nicht verhindern, daß die Bürger von Trier in dem Beſitze mehrerer alten Vorrechten blieben, und ſich wieder ihre Bürgermeiſter wählten. Er galt vieles bei dem Kaiſer, von welchem er neue Zollgerechtſamen erhielt: und damit die Waaren nicht über Land den Zoll verfahren könnten, ſo wurden noch drei andere zu Wittlich, Hundheim und Reiden angeleget.

Am Rheine gibt es nun drei Zölle; einer zu Boppard, ein anderer zu Koblenz, welcher ehedem in Engers war, und ein dritter zu Leudesdorf, welcher vormals in Hammerſtein erhoben wurde. Zu Pfalzel und Kochem werden die Moſelzölle entrichtet. — Der Handel war in den mittlern Zeiten bei den Deutſchen ſehr blühend, und die mächtigſten Kaufleute, welche einen ausgebreiteten Handel trieben, fand man im Reiche; doch blieben die häufigen Zölle und die Unſicherheit der Straßen noch immer große Hinderniſſe desſelben. Deswegen trafen öfters unſere Kurfürſten mit den Herzogen von Lotharingen und Luxemburg, und mit den Kurfürſten von Mainz, Köln und der Pfalz Handlungsverträge, ſuchten die Hinderniſſe zu heben, ſchlugen gemeinſchaftliches Geld, um den wechſelſeitigen Verkehr zu erleichtern, und ſahen es ſelbſt ein, daß es nicht ſo ganz recht ſey, auf ihren Flüſſen, welche der liebe Gott doch für einen jeden ihrer Unterthanen frei daherſtrömen läßt, ſo häufige Zölle zu haben.

Dem Kurfürſten Jakob lag das Aufkommen ſeines Landes, und die Bereicherung ſeiner Familie ſehr am Herzen: man wirft ihm vor, daß er aus Geldgeitz auch nach dem Metzerbiſchthume getrachtet habe. Er brachte einmal durch ſeine übertriebenen Foderungen, in welchen er kein End wußte, den Kaiſer ſo ſehr auf, daß dieſer ihm antwortete: wenn er nicht bald mit ſeinem Begehren endigen

würde,

würde, ſo wollte er damit den Anfang machen, es ihm abzuſchlagen.

Mit dem Könige von Frankreich, der ſich mit einer feindlichen Armee dem trieriſchen Lande nahete, traf er eine kluge Vereinigung, und wendete ſo die Kriegsſchrecken vom Erzſtifte ab. — Er war übrigens ein großer Freund der deutſchen Kirchen-Freiheit, und widerſetzte ſich den unrechtmäßigen Foderungen des päpſtlichen Hofes; weswegen er dann von dem Papſte mit dem Bannfluche belegt ward. Dies benutzten die Adlichen und Geiſtlichen des Landes, und ſtanden gegen ihn auf; doch Jakob kam ihnen zuvor: die aufrühriſchen Adlichen demüthigte er mit den Waffen, und die Geiſtlichen, welche ſich nicht fügen wollten, verjagte er aus dem Lande. Er verbeſſerte die Zucht unter den Chorherrn von Simeon, ſtiftete das Nonnenkloſter Beßlich bei Koblenz, und verſetzte in das Bußkloſter der h. Magdalena in Trier die Schweſtern der h. Klara. — Ehedem gab es mehrere dieſer Bußklöſter, wo zuchtloße Weibsperſonen durch eine ſtrengere Lebensweiße manche Jugendfehler wieder gut machen mußten.

Der Papſt Niklas V ertheilte dem Erzbiſchofe Jakob die Erlaubniß, eine Univerſität, oder eine allgemeine Schule, im Lande zu errichten, und geſtattete ihm, zum Unterhalte der Lehrer ſechs Kanonikaten, eben ſo viele andere Kirchenämter oder

Präbenden, und drei Pfarreien zu verwenden. Dieſe Schule, welche nachher ſo blühend ward, wollte anfänglich noch nicht in den gehörigen Gang kommen: ſowohl die Päpſte als Kurfürſten thaten ihr Möglichſtes, um ihre Aufnahme zu befördern; aber die Zeiten waren noch nicht da, wo man Wiſſenſchaften und Gelehrte gehörig zu ſchätzen wußte. Nie konnte auch die Univerſität in den völligen Beſitz ihrer angewieſenen Güter kommen; man wollte ſich nämlich nicht überreden laſſen, die fetten Einkünften, welche oft ſo leicht verdienet werden, auf beſſere Anſtalten zu verwenden. Die meiſten Stifter und Pfarreien löſten ſich mit geringem Gelde aus: nur die einzige Kanonikat zu Simeon und die zwo Stadtpfarreien Laurentius und Gangolph in Trier verblieben noch unſerer hohen Schule bis auf dieſen Tag.

In dieſen Zeiten hatten auch einige Weltprieſter zu German in Trier ihre Lehrſtühle aufgeſchlagen: ſie widmeten ſich mit vielem Eifer dem Unterrichte der Jugend, und führten einen ſo unbeſcholdenen Lebenswandel, daß ſie von allen geſchätzet wurden, und daher auch ihren Namen, goldene Prieſter, erhielten. — Das verdienen auch wirklich die Männer, die ſo viel gutes ſtiften, und derer einziges Geſchäft es iſt, ſowohl ihre Mitbürger zu belehren und aufzuklären, als auch für eine vernünftigere Nachwelt zu ſorgen.

Noch

Noch iſt unter dem Kurfürſten Jakob das Entſtehen des berühmten Wallfahrtsort Klauſen zu merken. Ein Bauer aus der Gegend von Eſch hatte eine beſondere Vorliebe und Andacht zur h. Mutter Maria: wo er ging und ſtand, ſang er ihr zu Ehren Lieder, trug ihr Bild überall mit ſich herum, und um es unter der Arbeit nicht aus den Augen zu verlieren, ſo ſetzte er es in einen Stamm. Er gab nachher vor, im Traume von ihr den Befehl erhalten zu haben, dem Bildchen eine kleine Kapelle zu errichten: er that es; und zwar mit einem ſo guten Erfolge, daß nachher eine größere Kirche dahin gebauet, und ein Kloſter von mehrern Chorherrn daſelbſt errichtet werden konnte. Die benachbarten Pfarrer und beſonders der würdige Cardinal von Cues eiferten ſehr gegen dieſe neue Stiftung, glaubten an den ausgeſtreuten Wundern zweifeln zu dürfen, und mußten mit vielem Aerger ſehen, daß nun der Pfarrdienſt weniger beſuchet, die Wallfahrten aber, wobei oft die größten Ausſchweifungen geſchahen, täglich häufiger wurden.

Auf den Kurfürſten Jakob, der im J. 1456 ſtarb, folgte Johann, Markgraf von Baden, der ſchon in ſeinem zwei und zwanzigſten Jahre zu dieſer Würde gelangte. Ehe er ſeinen Einzug in Trier nahm, mußte er den Bürgermeiſtern, welche ihn vor der Stadt empfingen, geloben, die Rechten der Bürgerſchaft nicht zu kränken, und ſie bei ihrer angeſetzten Obrigkeit zu laſſen: worauf er denn erſt

ein-

eingelaſſen wurde. Der Einzug war über alle Beſchreibung prächtig: mehrere Vornehmen von Adel begleiteten den jungen Kurfürſten, und ſein Gefolg beſtand aus zwei tauſend fünf hundert Mann zu Pferde. In der Stadt zog ihm die Bürgerſchaft entgegen, und legte ihm den Eid der Treue ab. Verſchiedene Luſtbarkeiten und Ritterſpiele beſchloſſen die Freuden des Tages. Dies gute Einverſtändniß war aber nicht von langer Dauer; indem der junge Kurfürſt Aenderungen machte, welche der Stadt nicht gefielen. Er mußte aber doch bald davon abſtehen, und zugeben, daß die Bürgerſchaft ſich wieder ihre eigenen Magiſtratsperſonen wählte, und von ihrer Waare keinen Zoll entrichtete.

Erſt im J. 1472 kam die Univerſität, wozu ſchon unter dem vorigen Kurfürſten der Grund gelegt wurde, in den Gang. Für zwei tauſend Gulden übertrug der Erzbiſchof Johann dem Stadtmagiſtrate in Trier das Schutzrecht über ſie; behielt ſich aber noch das Kanzleramt bei derſelben zuvor. Es wurden nun dreiſig Lehrer angeſetzt, und der Tag ihrer Einweihung ward mit vieler Pracht und Feierlichkeit begangen.

Im J. 1473 war in Trier die prachtvolle Zuſammenkunft, worauf der burgundiſche Herzog, Karl der Kühne, Kaiſer Friderich und ſein Sohn Max erſchienen. Die Geſchichte erzählet vieles von dem auſſerordentlichen Glanze, und dem präch=

prächtigen Gefolge dieſer Fürſten, und von dem koſtſpieligen Tiſchgelage zu Maximin, wie nur Kaiſer und Könige es halten können.

Die Ruhe fing nach und nach an in Deutſchland zurückzukehren. Der Kaiſer und das Reich machten gute Anſtalten, wodurch Ordnung und Sicherheit gehandhabet wurden: die Mächtigern verbanden ſich, und widerſetzten ſich den Gewaltthätigkeiten der Ruheſtöhrer, und ſeitdem das Pulver iſt erfunden geweſen, war kein Ritter mehr auf ſeiner Burg ſicher, wenn er ſeinen gewöhnlichen Unfug wieder anfangen wollte. — Doch hatten der Kurfürſt und die Stadt Trier, welche eine geraume Zeit auf gutem Fuße zuſammen lebten, mit mehrern unruhigen Nachbarn manche Händel, welche ſich aber bald alle zu ihrem Vortheile legten.

Johann traf gute Anſtalteu zur Sicherheit des Landes, befeſtigte aufs Neue die zerfallenen Burgen, ließ ſeine Schlöſſer ausbeſſern und verſchönern, bauete Kärlich, and verwendete eine große Sorge auf das Bad in Bertrich, welches faſt ganz verwildet, und in ſeinem Schutte da lag. — Dieſe vortrefliche Quelle, welche an Heilungskraft den Bädern in Aachen nichts nachgibt, verdienet es auch allerdings, daß man ſich in unſern Zeiten ſo viele Mühe gab, ſie durch mehrere Bequemlichkeiten und Verſchönerungen bei den Einheimiſchen ſowohl, als bei den Ausländern in Aufnahm zu bringen.

gen. — Johann machte vortreffliche Landesgeſetze, traf nützliche Verbeſſerungen für die Kirche, und war beſonders bemühet, die Ordnung und Zucht in ſeine Klöſter zurück zu bringen. — Im J. 1499 wäre er bald auf ſeiner Burg in Kochem unglücklich umgekommen; indem Feuer daſelbſt ausbrach, und die Pulverkammer zündete. Von Alter entkräftet, übertrug er ſeinem nahen Vetter Jakob von Baden die Regierung, und ſtarb im J. 1503.

Jakob von Baden verfiel wieder in die alten Zänkereien mit den Bürgern von Trier, und brach den Vertrag, welchen ſein Vorfahrer mit ihnen geſchloſſen hatte. Die Sache hatte keine weiteren Folgen; denn ſie wurde durch Vermittlung in der Güte beigeleget. Das Land verdankt es dieſem braven Kurfürſten, daß er mehrere verſetzten Güter auslößte, nach Möglichkeit die Schulden tilgte, und recht väterlich für das Wohl ſeiner Unterthanen bedacht war. Der Tod raffte ihn zu frühe hinweg; den er ſtarb ſchon im J. 1511 an einer ſchmerzhaften Krankheit.

Um dieſe Zeit lebte auch der ſo berühmte Abt, Johannes Tritthemius. Er ward im J. 1462 in dem Flecken Trittenheim an der Moſel gebohren, hatte von ſeiner früheſten Kindheit an eine beſondere Luſt zum Studieren; konnte aber von ſeinem Vater nie die Erlaubniß dazu erhalten. Er ſchlich daher öfters zur Nachtszeit, wenn ſeine Eltern

tern

tern ſchlieſen, zu einem ſeiner gutmüthigen Nachbarn, der ſich des wißbegierigen Knabens annahm, und ihn in Verſchiedenem unterrichtete. Er lief endlich auf und davon, widmete ſich vollends den Wiſſenſchaften, und wurde zuletzt ins Kloſter zu Spanheim aufgenommen. Hier konnte er nun ſeine Fähigkeiten weiter entwickeln, und hatte das beſondere Vergnügen, obſchon er der Jüngſte unter ſeinen Mitbrüdern war, zum Prälaten gewählet zu werden. Ihn traf nachher der Haß und die Mißgunſt ſeiner Mönchen: ſein Schickſal rief ihn zuletzt ins Wirzburgiſche, wo er im J. 1516 ſtarb. — Er ſtand wegen ſeiner groſsen Gelehrſamkeit überall in hohem Anſehen, und genoß die Freundſchaft und das Zutrauen der Groſsen. Nur die Einfältigen ſahen ihn als einen Schwarzkünſtler an, der es mit dem Teufel hätte; weil er Künſten trieb, wovon ſie nichts verſtanden.

Richard von Greiffenklau, Sänger zu Trier, kam im J. 1511 zur Regierung. Gleich anfänglich hatte er mit dem Abte von Prüm Gränzſtrittigkeiten, welche ſich aber bald legten. Mehr Kummer machten ihm die zween Edelleute, Johann Hilchen von Lorich und Franz von Sickingen. Am meiſten litt unſer Land durch den Letztern. Manche Urſachen bewogen dieſen Franz von Sickingen, der damals groſses Aufſehen machte, dem Kurfürſten Richard förmlich den Krieg zu erklären. Er brachte in der gröſsten Geſchwindigkeit

eine

eine anſehnliche Armee zuſammen, fiel ins Trieriſche ein, belagerte und beſchoß Trier von mehrern Seiten, und ſuchte auf jede mögliche Art dem Kurfürſten die Stadt zu entreiſſen. Er mußte aber von ſeinem Vorhaben abſtehen, und ſich in der größten Eile zurückziehen; weil Hilfstruppen ſchon unter Weges waren, die ihm den Rückzug hätten abſchneiden können.

Das Jahr darauf brach Richard mit ſeinen Verbundenen auf, um den verwegenen Edelmann in ſeiner eigenen Burg anzugreifen. Franz ward nun förmlich belagert, durch ein feindliches Geſchoß tödlich verwundet, und zur Uebergabe genöthigt. Er blieb aber nicht lange in den Händen ſeiner Sieger; denn die Fürſten waren kaum in die Burg eingerückt, als er auch ſchon in ihrem Beiſeyn ſeinen Geiſt aufgab. — Franz von Sickingen bleibt immer ein großer Mann, den ſeine Feinde im Leben fürchten, und im Tode noch ſchätzen mußten.

Richard zog zwar mit vieler Beute beladen nach Haus zurück; doch war das wohl ein Erſatz für die vielen Koſten, welche dieſer Krieg dem Lande verurſachte? — Bei dieſer Gelegenheit iſt auch das Kloſter Maximin von den Bürgern in Trier aus einem alten angeerbten Haße verwüſtet worden: ſelbſt der Rath gab den Befehl, Feuer anzulegen, und ſah dem Unfuge ruhig zu.

Zu

Zu dieſer Zeit war es auch, da die neue Lehre im Reiche aufkam. — Schon lange führte man bittere Klagen gegen verſchiedene Mißbräuche in der Religion, ſah die Geldbegierde des päpſtlichen Hofes und die ſchlechten Sitten der Geiſtlichen, und wünſchte ſo ſehnlich, daß es einmal beſſer werden mögte. — Es iſt ſo dem Menſchen eigen, daß er immer weiter ſtrebet, und nie beim Alten ſtehen bleibt: ſeine Fähigkeiten entwickeln ſich immer mehr und mehr, ſein Verſtand ſtrebt nach Wahrheit und Licht, wie ſein Herz nach Tugend und Güte. — In Deutſchland ſah es nicht mehr ſo dunkel aus, als vordem: da gab es Männer, welche über dies und jenes freimüthig nachdachten, ſich in mehrern Künſten und Wiſſenſchaften rühmlichſt hervorthaten, dem Volke die Wahrheit aufdeckten, und es über ſeine Rechten und Pflichten belehrten. Der Handel, wodurch die Menſchen unter einander ſich immer beſſer kennen lernen, und die Buchdruckerkunſt, welche von einem Deutſchen erfunden ward, beförderten dies aufkeimende Gute, und machten es allgemeiner.

Es ſtanden nun mehrere Verbeſſerer auf; aber keiner wußte das Ding ſo recht anzugreifen, und etwas beſſeres an die Stelle zu ſetzen. — Luther predigte gegen dir Mißbräuche, und hatte einen groſſen Anhang: er gieng weiter, und bekam auch viele Widerſager. Der Kurfürſt Richard und Johann Eck, trieriſcher Official, gaben ſich viele

Mühe,

Mühe, den Verbeſſerer zu widerlegen, und das Aufkommen einer neuen Religionsparthie zu verhindern. Sie waren aber nicht ſo glücklich, es zu Stande zu bringen: Luthers Lehre hatte ſchon einen zu großen Anhang, und er ſelbſt zu viele Mächtige auf ſeiner Seite. Eine bittere Trennung in der Kirche, und ein blutiger dreiſigjähriger Krieg waren die Folgen davon.

Auch in mehrern Oertern des trieriſchen Landes fand Luthers Lehre Eingang. Man merkte es ſelbſt den Bürgern der Stadt Trier an, daß ſie einiges Vergnügen an den Neuerungen fanden. Sie wollten nun nichts mehr von den Freiheiten ihrer Geiſtlichkeit wiſſen, und verlangten, daß ſie in allem ihnen gleich gehalten werden ſollte. — Vieles Aufſehen im Reiche machte damals der Bauernkrieg. Zu tauſenden ſtanden die Landleute auf, foderten von ihren Herrn eine menſchlichere Behandlung, verlangten eine Verminderung ihrer übertriebenen Abgaben, und brachten der Beſchwerden noch mehrere vor: ſie droheten mit der Gewalt, wenn man ihnen kein gütliches Gehör geben, und ihre Laſten nicht mindern wollte. Hordenweiß ſtreiften ſie bis an den Rhein, und naheten ſich ſehr ſtark dem Trieriſchen. Ludwig von der Pfalz und unſer Erzbiſchof ſetzten ſich ihnen entgegen, und jagten ſie auseinander. Bei dieſer Gelegenheit begins unſer Kurfürſt die Grauſamkeit, auch nicht derjenigen, welche ſchon ihre Waffen weggeworfen, und ſich ergeben

geben hatten, zu ſchonen; ja er ſoll ſogar mehrere der wehrloſen Unglücklichen mit eigener Hand gemordet haben.

Unter dem Kurfürſten Richard hielt der Kaiſer Max einen anſehnlichen Reichstag in Trier. Bei welcher Gelegenheit der Rock Chriſti wieder mit vieler Feierlichkeit vorgezeiget ward: die Anzahl der frommen Pilgrime belief ſich damals auf hundert Tauſend. Dieſe große Volksmenge verurſachte die Peſt in der Stadt, und machte, daß der Reichstag ſich trennen mußte. Bei ſeinem Aufenthalte in Trier bezeugte auch der fromme Kaiſer Max ſeine beſondere Verehrung gegen den h. Willibrod, indem er eine Kerze von dreihundert fünfzig Pfund nach Echternach ſchickte. Im J. 1531 ſtarb Richard auf ſeinem Schloße in Wittlich: einige behaupten, man habe ihm Gift beigebracht.

Auf ihn kam Johann von Metzenhauſen, Dompropſt in Trier. Er trug vieles dazu bei, die Stadt Münſter in Weſtphalen den unruhigen Wiedertäufern zu entreiſſen, und ſie ihrem rechtmäßigen Biſchofe wieder in die Hände zu liefern. — In dieſer Stadt ging es damals ſehr unordentlich zu: da trieb ein gewiſſer holländiſcher Schneider Johann von Leiden ſein verderbliches Spiel, ſprach von einem neuen zu errichtenden Reiche der Gerechten, predigte die ſonderbarſten Meinungen von Gleichheit und Frei-

heit,

heit, betrug ſich wie ein König, und trieb des Unfugs noch mehr. — So etwas war zu dieſen Zeiten nichts Seltenes: Schuſter und Schneider wollten Verbeſſerungen machen, und hielten ihre abgeſchmackteſten Träumereien für göttliche Offenbahrungen.

Die Bürger von Trier waren wenig darauf bedacht, das Aufkommen der Univerſität zu befördern: ſie vernachläßigten die Wiſſenſchaften, und hatten ſogar das Schulhaus zu ihrem eigenen Gebrauche verwendet. Mehr machte ſich der Kurfürſt Johann damit zu ſchaffen: er ſetzte wieder tüchtige Lehrer an, und ſorgte für ihre Beſoldung. — Uebrigens ſchrieb er ſeiner Geiſtlichkeit eine geziemende Kleidertracht vor, machte Verbeſſerungen in der Gerechtigkeitsverwaltung, und befeſtigte aufs Neue das Städtchen Pfalzel. — Er ſtarb im J. 1540.

Unter dem neuen Kurfürſten Ludwig von Hagen ward das trieriſche Land auf verſchiedene Art ſehr hart mitgenommen. — Die Peſt machte wieder groſze Verheerungen, die Franzoſen nahmen Luxemburg weg, und fielen dem trieriſchen Lande ſehr beſchwerlich. Auf der andern Seite foderte man Hülfe gegen die Türken, welche immer weiter vordrangen. Georg von der Leyen ward auch wirklich wider dieſe mächtigen Feinde des Reichs mit ſeinen Truppen abgeſchickt; kam aber mit einem groſzen Verluſte ſeiner Leute wieder nach Haus zurück. — Herrmann, Biſchof von Köln, wel-

cher

cher der neuen Lehre zugethan war, ſchickte ins Trieriſche ſeine Apoſtel, und ließ zu Lintz und Andernach predigen. — Die Kirchenverſammlung in Trient, worauf die neuen Irrthümer beigelegt, und noch andere Verbeſſerungen getroffen werden ſollten, nahm auch ihren Anfang.

Ludwig ſtarb im J. 1547: auf ihn folgte Johann von Iſenburg. Er erhielt die Verwaltung über die Abtei Maximin, und mußte ſehen, daß die drei Städte ſeiner Unterbiſchöfe, Metz, Tull und Verdun von Lotharingen loßgeriſſen, und an Frankreich gebracht wurden. In einer Kirchenverſammlung, worinn er Verbeſſerungen mit ſeiner Geiſtlichkeit anſtellen wollte, war er der Erſte, welcher ſich der allgemeinen Prüfung unterwarf, und die Reform an ſeiner eigenen Perſon anfangen wollte. Er reiſte darnach auf die Kirchenverſammlung zu Trient; mußte aber bald wieder zurückkehren; weil die franzöſiſchen Händel und Luthers Apoſtel ihm viele Unruhe machten.

Im J. 1552 litt das trieriſche Land ſehr vieles durch den Markgrafen Albert von Brandenburg. Er ſtreifte mit einem anſehnlichen Heere in den Rheingegenden, und fiel den katholiſchen Fürſten ſehr beſchwerlich. Von unſerm Erzbiſchofe verlangte er nichts Geringeres, als ihm die Feſtung Ehrenbreitſtein zu räumen. Da er ſich der Stadt Trier nahete, ſo bedachten ſich die Bürger keinen

Augen=

Augenblick, ihm die Schlüſſel der Stadtthoren entgegen zu tragen, und ihn mit Freuden in ihren Mauern aufzunehmen. Die Geiſtlichen waren ausgewandert; denn ſie wußten, welchen Freund ſie an dem Markgrafen haben würden.

Damals ſah es in unſeret Stadt ſehr kläglich aus: die Stiftskirche Paulin und die beiden Abteien Maximin und Mergen gingen in Flammen auf; die Kirchenſchätze wurden geraubt, mehrere Wohnungen der geiſtlichen Herrn ausgeplündert, und dem Boden gleich gemacht, die Glocken von den Thürmen herabgeworfen, die Altäre zerſtöret, und was wan nicht mitnehmen konnte, wurde zerſchlagen, oder an die Bürger verkauft. Die beiden feſten Städtchen Pfalzel und Sarburg, hatten ein gleiches Schickſal: ſie wurden mit leichter Mühe eingenommen und eingeäſchert. — Nur die Abtei Martin blieb bei dieſen allgemeinen Verwüſtungen verſchonet: und das hatte ſie ihrem alten ehrwürdigen Schultheis **Peter Malbürg** zu verdanken. Dieſer empfing den Markgrafen an den Thoren des Kloſters, reichte ihm ſo ganz gutherzig einen Becher Wein von der beſten Probe, und flehete um Schonung. Der Markgraf ließ ſich bewegen, bath ſich ein größeres Faß von dieſem köſtlichen Kloſterweine aus, legte ſein Siegel an die Pforten der Abtei, und verboth ſeinen Soldaten, die geringſte Feindſeligkeit an dieſem Orte zu verüben.

Sie

Bei dieſer Gelegenheit begingen die trieriſchen Rathsherrn eine Nachläßigkeit, welche ihnen ewige Unehre machen wird. Die Soldaten in der Stadt klagten über Mangel an Lebensmitteln; der Markgraf eilte daher ſogleich auf die Steippe, um ſich mit dem verſammelten Rathe zu unterreden, und dem Uebel abzuhelfen. Aber da war man ſo ganz ſorgenloß, zechte recht gütlich, ſuchte ſich mit Würfelſpielen die Zeit zu vertreiben, und dachte an keine Noth. Der Markgraf, welcher die frohen Zecher ſchon von Ferne hörte, erſtaunte über ihre Gefühlloſigkeit bei dem allgemeinen Elende, ſchoß ganz erboßt eine Kugel durchs Fenſter, und beſtrafte mit einem derben Verweiß die aufgeſchreckten und beſtürzten Rathsglieder.

Bei Annäherung der kaiſerlichen Truppen nahm Albert ſeinen Rückzug, und war nur mit Geld dazu zu bewegen, die Stadt nicht im Feuer aufgehen zu laſſen. Er war noch nicht lange fort, als ſchon Soldaten aus Luxemburg vor die Stadt rückten, um die Bürger dafür zu züchtigen, daß ſie den Markgrafen aufgenommen hatten. Sie wurden aber nicht eingelaſſen, und mit Gewalt zurückgedrängt. — Beſchwerlicher fielen den Einwohnern von Trier das Jahr darauf die kaiſerlichen Truppen, welche von Hunger und Krankheit aufgezehret, die Winterquartiere bei ihnen bezogen, dieſelben durch harte Erpreſſungen und unmenſchliche Behandlungen plagten, und ſo das gute Einverſtändniß,

welches vordem zwiſchen den Bürgern und dem Markgrafen herrſchte, beſtrafen wollten.

Da der Erzbiſchof Johann von Iſenburg im J. 1556 die Augen geſchloſſen hatte, ſo folgte Johann von der Leyen, der ſchon das Jahr zuvor zum Regierungsgehülfen angenommen wurde. — Die kaiſerlichen Truppen verließen die Stadt Trier, und den Bürgern wurden die Thorſchlüſſel wieder eingehändiget. — Sehr viel Aufſehen erregte zu dieſer Zeit Kaſpar Olewian; da er die neue Lehre öffentlich in Trier predigte, und ſich einen großen Anhang machte.

Er war eines Bäckers Sohn, und wohnte in Trier auf dem Graben. Mit vielem Eifer legte er ſich auf das Studiren, durchreißte Frankreich, und kam zuletzt nach Genf in die Schweiz, wo er mit den Grundſätzen der neuen Religionslehrer bekaunt wurde. Nachdem er die Doktorwürde erhalten hatte, kehrte er in ſeine Vaterſtadt zurück, widmete ſich dem Unterrichte der Jugend, und ſtreute gelegenheitlich verſchiedenes mit unter, was von der alten katholiſchen Lehre abwich, und ihn bei manchen verdächtig machte. Er predigte öffentlich gegen das h. Abendmahl, gegen die Verehrung der Heiligen, und noch gegen andere Religionsgebräuche. Der neue Prediger fand bei mehrern Beifall, und hatte eine beſondere Stütze an dem damaligen Bürgermei-

germeiſter Johann Steyß, der mit noch andern Rathsgliedern auf ſeiner Seite war.

Die Sache wurde nachher wichtiger, als man anfänglich geglaubt hatte: der neue Lehrer, von mehrern benachbarten proteſtantiſchen Fürſten unterſtützt, ließ ſich durch nichts abſchrecken, ſeine Predigten in der Kirche des Bürgerhoſpitals fortzuſetzen, und ſeinen Anhang täglich zu vermehren. Es trafen verſchiedene kurfürſtlichen Geſandſchaften in Trier ein, welche die Sache beilegen ſollten; aber wenig gegen die Aufrührer ausrichten konnten. Auf die Seite des Olewians ſchlugen ſich die Metzger, Gärber, Schmiede, Schuſter und Schneider: die übrigen Zünfte, beſonders die Faßbinder, eiferten auſſerordentlich gegen die Neuerungen, und verſchwuren ſich, für die alte Religion ihr Leben zu laſſen.

Der Kurfürſt, welcher bei dieſen Unruhen abweſend war, glaubte keine Zeit verlieren zu dürfen, um nach Trier zu eilen, und dem immer mehr um ſich greifenden Uebel Gränzen zu ſetzen. Sobald er in Pfalzel angekommen war, ſchickte die Bürgerſchaft eine Geſandſchaft an ihn, mit der Anfrage, ob er ſie bei ihren alten Rechten und Freiheiten handhaben wolle. Der Kurfürſt verſpricht es, und rücket mit hundert ſiebenzig Reitern vor die Stadt. Hier nahm ſich nun der Bürgermeiſter Steyß das Herz, ſeinem Herrn die Thoren zu verſchließen,

 meh=

mehrere Fragen an ihn zu thun, und ſogar zur größern Verſicherung vom Erzbiſchofe einen Handſtreich zu verlangen. Der Kurfürſt verſprach, was er verſprechen konnte, und wurde endlich hereingelaſſen.

Aber nun ging erſt der Lärm recht an: die Aufrührer ſperrten die Straßen mit Ketten, und drohten dem Kurfürſten, wenn er Gewalt brauchen würde. Pater Fae, ehemaliger Pfarrer zu Boppard, welcher in der Jakobs Kirche die neuen Irrthümer beſtreiten ſollte, mußte mit Gefahr ſeines Lebens die Kanzel verlaſſen; denn man ſtürmte die Glocken, und machte einen förmlichen Auflauf. Am meiſten zeichneten ſich bei dieſer Gelegenheit die Weiber der Stadt aus: einige hatten Fleiſchgabeln, andere Spinnrocken, Meſſern, Kochlöffeln und Bratſpieſe, womit ſie den katholiſchen Geiſtlichen überfielen, und ihn zwangen, den Platz zu räumen. — Aus Aerger verließ der Kurfürſt bald wieder die Stadt, ging nach Pfalzel, und fing an die aufrühriſchen Bürger hart einzuſchränken: er ſperrte ober und unter Trier die Moſel, ſchnitt den Einwohnern alle Zufuhr ab, und leitete die Waſſerquellen ab, welche zur Stadt fließen.

Nachdem der katholiſch geſinnte Theil der Bürgerſchaft mit den Aufrührern ernſthafter zu reden anfing und die Anführer des Aufſtandes gefänglich nach Pfalzel gebracht wurden; ſo ward die Ruhe

doch

doch bald wieder hergeſtellet. Der Kurfürſt kehrte nach Trier zurück, die Mißvergnügten mußten auswandern, den Eid ſchwören, ſich nie an ihrem Vaterlande zu rächen, und eine Summe von dreitauſend Gulden erlegen. Olewian ward vom Kurfürſten in der Pfalz als Lehrer angeſtellet, kam nachher ins Naßauiſche, wo er im J. 1587 ſtarb. — Am Pfingſtmontage begehen die Trierer zum Andenken dieſer Begebenheit einen feierlichen Umgang.

Kaum waren dieſe Religionsunruhen geleget, ſo brach ein neuer Aufſtand in Koblenz aus: die Bürger dieſer Stadt wollten ſich ebenfals als freie Reichsſtädter betrachten, und verſchloſſen ihrem Fürſten die Thoren; nach einer harten Belagerung mußten ſie ſich aber ergeben, und ihrem vorigen Herrn wieder unterwerfen. — Im J. 1566 erhoben ſich aufs Neue die alten Zänkereien mit den Bürgern Triers: die Sache ward wieder an den Kaiſer berichtet; Johann erlebte aber die Entſcheidung nicht mehr, und ſtarb im J. 1567. — Die Zeiten waren nun einmal ſo, daß jede Stadt, ſo wie ſie an Macht und Reichthum zunahm, ſich der landesherrlichen Gewalt entziehen, und nur unter dem Kaiſer ſtehen wollte. Was Wunder! die geringern Herrn hatten es ja eben ſo gemacht, und waren nach und nach zu unabhängigen Fürſten geworden. — Die Adlichen und Großen beneideten zu der Zeit den Reichthum der Städter; machten ihnen daher auf jede mögliche Art viele Plage, und wollten ihr weiteres Aufkommen

kommen dadurch hindern, daß ſie den Handel und Wandel ſowohl zu Waſſer als zu Lande unſicher machten. — Wie traurig muß es in einem Lande ausſehen, wo der arbeitende und Brodſchaffende Theil des Volkes ſo wenig geſchätzet, und ſo hart gedrückt wird!

Zu ſeinen Lebzeiten war Johann ſehr bemühet der Univerſität, welche noch nicht recht in ihren Flor kommen konnte, aufzuhelfen. Er munterte zu dem Ende den Rath zu einer Beiſteuer auf, und berief im J. 1560 die Jeſuiten nach Trier: dabei hatte er nun zwo Abſichten; erſtens ſollten ſich dieſe Ordensmänner mit dem Unterrichte der Jugend abgeben; zweitens mußten ſie auch die neuen Irrlehrer beſtreiten, und für die Reinheit der Religion wachen. — Sie bewohnten anfänglich ein altes Gebäude in der Diederichsgaſſe; erhielten aber nachher in der Brodgaſſe die weit bequemere Wohnung der Minoriten, welche nach German verlegt wurden. Das prächtige Schulhaus und die ſchöne Kirche zur heiligſten Dreifaltigkeit wurden in der Folge erſt errichtet. Sie erwarben ſich auch anſehnliche Güter und Beſitzungen, und erbauten im Krahnen eine neue Wohnung, wo die aufgenommenen Novizen aus der ober- und niederrheiniſchen Provinz für den Orden gebildet wurden. In Koblenz ward ihnen ein Nonnenkloſter Ciſtercienſer Ordens eingeräumet. — So beſetzten ſie nach und nach faſt alle Lehrſtühle des Landes, wurden die einzigen

Unter-

Unterweiſer der Jugend, gaben ſich mit Buß- und Bekehrungspredigten ab, miſchten ſich auch in die Seelſorge ein, und gewannen immer mehr an Macht und Anſehen. Es gibt Leute, welche behaupten, ſie hätten dies ihr Anſehen gemißbraucht, nnd ſeyen dadurch geſtürzet worden.

Im J. 1567 kam Jakob von Elz Domdechant zur Regierung. — In Trier ſtand wieder alles in lichten Flammen: die Geiſtlichkeit war entwichen, und die Bürger weigerten ſich, den neuen Kurfürſten anzuerkennen. Jakob griff daher zu den Waffen, und wollte ſich mit Gewalt in den Beſitz der Stadt ſetzen: er ſperrte den Einwohnern die Zufuhr, und leitete den Bach ab, der durch Trier fließt. Die Bürger in der Stadt feierten auch nicht: ſie thaten manchen glücklichen Ausfall, plünderten die Karthaus und St. Barbaren, und ſteckten das Maar in Brand. Die Geiſtlichkeit, welche in der Stadt zurück blieb, mußte vieles leiden, und war manchem Ungemache ausgeſetzt. — Bei dieſem Aufſtande ward auch der junge Herr von Keſſelſtatt durch einen Schuß hingeſtreckt, da er eben mit vieler Unerſchrockenheit Feuer beim Neuthore anlegen wollte. Da nachher durch das Brückerthor mehrere Hülfstruppen eingelaſſen wurden, ſo wollte man nicht länger der Stadt zuſetzen.

Die Sache ſollte nun durch den Weg Rechtens entſchieden werden. Erſt im J. 1580 ſprach der Kai-

ſer

ſer das Endurtheil, und unterwarf die Bürger ihrem Kurfürſten. Die Einwohner fügten ſich, gingen ihrem Herrn entgegen, und legten ihm den Eid der Treue ab. Dieſer ſchien die vorigen Unbilden vergeſſen zu haben, und betrug ſich gegen die Stadt gelinder, als mancher erwartet hatte; er verſagte zwar die verdächtigen Rathsherrn; ließ aber die Bürger noch bei manchen ihrer Vorrechten, nahm ihnen ihre Zollfreiheit nicht, und befahl ſogar zum ewigen Andenken dieſer Begebenheit, das Stadtwappen auf die Pforten zu ſetzen. — So war Triers Schickſal für die Zukunft entſchieden: es hat noch itzt ſeine Bürgermeiſter, wählet ſich ſeine Magiſtratsperſonen, und hält auf ſeinen Zunftgerechtſamen, nach welchen keiner, der nicht rechtmäßig als Bürger aufgenommen iſt, ein Handwerk oder ein anderes Gewerb treiben darf. Viele wollen wiſſen, daß dadurch der Kunſtfleiß und die Betriebſamkeit gehemmet, und der Handel wenig befördert werde.

Unter dem Jakob von Elz weigerten ſich die Adlichen, die gewöhnlichen Steuern für den Fürſten mit abzutragen: ſie glaubten, ſie ſeyen frei davon; indem ſie vorgaben, ſie wären zur Vertheidigung des Landes da; man könnte alſo von ihnen nicht, wie von den übrigen Unterthanen, Abgaben fodern. Jakob antwortete, da die alte Art, Krieg zu führen, nun aufhörte, und da man itzt ſtehende Armeen bezahlen müßte, ſo wären ihre Dienſten überflüßig,

und

und ſie hätten gar keine Urſache, ſich dieſer allgemeinen Laſt zu entziehen; da ſie noch zudem die ſchönſten Güter des Landes im Beſitze hätten. Der Fürſt ging ſo weit, daß er ſogar mit der Einziehung ihrer Einkünften drohete, wenn ſie ſich nicht dazu verſtehen würden. Die Sache wurde ſpäter durch einen kaiſerlichen Machtſpruch zu Gunſten der Ritterſchaft entſchieden.

Kurfürſt Jakob war als ein eifriger Staats- und Kirchenmann ſehr bemühet, die neuen Verfügungen des Kirchenraths zu Trient in ſeinem Lande einzuführen; fand aber bei ſeinen Domherrn die größte Hinderniß: einer ſchlich ſich nach dem andern fort, da ſie im Dom verkündiget werden ſollten. Er bekam durch die Abtei Prüm, welche der Kaiſer mit der kurfürſtlichen Kammer vereinigte, einen beträchtlichen Zuwachs ſeiner Einkünften. Als ein großer Eiferer gegen die neue Lehre ſtarb er im J. 1581.

Auf ihn kam Johann Schönenberg, Dompropſt in Trier. Er machte ſich vieles mit den Lutheranern; mehr aber noch mit den Hexen zu ſchaffen. Gebhard, Biſchof von Köln war zu der neuen Religionspartbie übergegangen, und durch unſern Kurfürſten Johann auf keine Art zu bewegen, ſeine Agnes, eine Kloſterfrau, welche er lieb gewonnen hatte, fahren zu laſſen: lieber wollte er ſeinem Erzbiſchthume entſagen. Auch in die Religionsſtrittigkeiten, welche in Aachen herrſchten,

miſchte

miſchte ſich Johann, und war bemüht, die Ruhe daſelbſt wieder herzuſtellen. Im J. 1584 ward in Holland Wilhelm von Naſſau, welcher ſchon lange den katholiſchen Herrn ein Dorn im Auge war, meuchelmörderiſch umgebracht: der Thäter wurde ergriffen, und ſagte freimüthig aus, daß er dieſen Mord auf Anrathen einiger trieriſchen Jeſuiten verübet habe. — Im J. 1585 ward ein vornehmer Jüngling aus der Pfalz zum Feuer verurtheilet, weil er ſich gegen das h. Altarsſakrament unehrerbiethig betragen hatte: die Jeſuiten machten, daß es blos beim Kopfabſchlagen blieb.

Schauerlicher iſt in dieſen Zeiten die Geſchichte der Hexenproceſſe: damals machte man ſich ein Geſchäft daraus, recht viele Menſchen der Zauberei verdächtig zu machen, und dem Scheiterhaufen zu überliefern. Man glaubte, daß es Menſchen gäbe, die mit dem Teufel einen Vertrag eingehen könnten, ſich mit ihm verſammelten, auf einer Ofengabel durch alle Lüfte jagten, Bliz und Donner, und der Landplagen noch mehr zu machen wüßten. Niemand anders war an der damaligen Unfruchtbarkeit, welche im Lande herrſchte, Schuld, als die Hexen: jedes verrunzelte Geſicht eines alten Mütterchens erregte ſchon Verdacht. Die Angeklagten geſtanden zwar ſelbſt oft, daß ſie wirklich Hexen wären; aber da waren die guten Leute entweder von ihrer eigenen Einbildung betrogen; denn was vermag die Einbildung nicht? oder ſie wurden

ſo lange auf der Folter gepeiniget, bis ſie es eingeſtanden. Das Feuer war die gewöhnliche Strafe dieſer Unglücklichen. Selbſt der damalige Stadtſchultheis Doktor Fladt, zween Bürgermeiſter, einige Rathsherrn und Scheffen konnten dieſer Verfolgung nicht entgehen. Der Unglücklichen aus allen Ständen wurden ſo viele hingerichtet, daß der Scharfrichter, wie die Geſchichte vorgibt, in Gold und Silber daher reiten konnte, und der Frau Scharfrichterinn keine Edelfrau im Lande es zuvor that.

Die Kinder dieſer Unglücklichen hatten nicht einmal den Troſt, in ihrem Vaterlande ſterben zu können, und mußten das Land meiden: die Felder lagen öd und unangebauet, und des Jammers war ſo viel im Lande, daß man es nicht überſehen konnte. — Wem es bei dieſem ſchrecklichen Blutbade ſo vieler Unſchuldigen nicht warm und enge ums Herz wird, und wer nicht eine Thräne weinen kann, daß es Zeiten gab, wo man Menſchen blos aus dummem Aberglauben wie Fliegen tödete, der verdienet wahrlich den ſchönen Namen Menſch nicht. Es gab groſe Ortſchaften, wo man kaum eine oder zwei Weiber mehr fand: die übrigen waren als Hexen hingerichtet worden. — Gott! wie traurig, daß man noch in unſern Tagen, wo man doch ſo vernünftig ſeyn will, den Glauben an Hexen haben kann! und daß man noch in neuern Zeiten Proceſſe gegen ſie anſtellte!

Zu

Zu dieſem ſchrecklichen Uebel kam noch, daß die Peſt ihre gewöhnlichen Verheerungen wieder anrichtete, daß Räuberhorden die Wege und Stege unſicher machten, und die Holländer und Franzoſen dem Lande ſehr beſchwerlich fielen. Zu der Zeit brachte auch der Papſt Gregor einen neuen Kalender auf, welcher nothwendige Verbeſſerungen enthielt; von den Proteſtanten aber anfänglich nicht angenommen ward, weil er von einem Papſte herrührte. — Vordem zählten auch die Trierer ihre Jahre und Täge anders: da fing das Jahr erſt mit dem fünf und zwanzigſten März an; von den Zeiten des Kurfürſten Karl Caspar iſt die heutige Jahreszahl erſt allgemein im Lande angenommen worden. Im J. 1599 ſtarb Kurfürſt Johann: er war mit ſeinem würdigen Weihbiſchofe Binsfeld für die gute Kirchenzucht ſehr beſorgt, und that vieles für den Unterricht des jungen Landvolkes.

Ihn erſetzte Lothar von Metternich, Domſcholaſter in Trier. Unter ihm brach im Reich der leidige Religionskrieg aus: die Gemüther der Katholiken und Proteſtanten wurden immer mehr gegen einander erbittert: Deutſche ſtanden gegen Deutſche auf, und mordeten ſich unter einander, weil der eine nicht annehmen wollte, was der andere unbezweifelt glaubte. Auch das trieriſche Land litt bei dieſen beſtändigen Unruhen ſehr vieles; Lothar traf daher gute Anſtalten, um ſich auf jeden Fall zu decken, und ſetzte Ehrenbreitſtein in einen

gehö=

gehörigen Vertheidigungsſtand. Zu Koblenz kamen die katholiſchen Fürſten zuſammen, und berathſchlagten ſich, wie ſie dem weiter um ſich greifenden Uebel Schranken ſetzen, und die alte Religion in Schutz nehmen ſollten.

Lothar machte nützliche Veränderungen in der Verwaltung der Gerechtigkeit, hatte ein ſcharfes Aug auf die Richter des Landes, und ſchränkte ihre überflüßige Anzahl ein. Er verwendete eine große Sorgfalt auf die Wiſſenſchaften, und ſuchte der Univerſität auf alle Art aufzuhelfen: unter ihm ward auch das ſchöne Schulhaus bei den Jeſuiten aus einem uralten römiſchen Gebäude an der Moſel errichtet. Er bauete in Trier ſich einen neuen Pallaſt, ließ noch zu ſeinen Lebzeiten in der Domkirche ſein Grabmal aufrichten, nahm die Kapuziner ins Land auf, und ſtarb im J. 1623. — Noch iſt der Wunderbrunnen in Schweich, der im J. 1603 ſo viele Menſchen herbeizog, zu merken. Kranke und Preßhafte von jeder Art wurden aus den entfernſten Gegenden ſowohl zu Waſſer als zu Land herbeigebracht, um an dieſer berüchtigten Quelle ihre Geneſung zu holen. Der Zuſammenlauf war ſo groß, daß ſich die Bürger in Trier über die Vertheuerung der Lebensmittel beſchwerten. Viele wurden getäuſcht, und glaubten ihre Geſundheit wirklich wieder erhalten zu haben; waren aber von dem Gegentheile überzeuget, ſobald ſie wieder nach Haus kamen. So ſtark und verführeriſch iſt oft

unſere

unſere Einbildung, wenn wir gerne etwas glauben wollen, was uns wunderbar vorkomt, und vortheilhaft ſcheint. — Der Brunnen ward nachher weniger beſucht, und gerieth ganz in Vergeſſenheit.

Auf den Kurfürſten Lothar folgte **Philipp Chriſtoph** von **Sötern**, Biſchof zu Speier und kaiſerlicher Kammerrichter. Er bleibet immer bei allem dem, was die Geſchichte von ihm erzählet, ein Mann von den vortreflichſten Geiſtesgaben, welcher zu ſeiner Zeit groſes Aufſehen erregte, und ſich dem Domkapitel und den Landſtänden recht furchtbar machte. Von der Natur mit einer feuervollen und unternehmenden Seele begabt, welche aber in einem hagern und ungeſtalteten Körper wohnte, gebrauchte er ſelten den Weg der Güte, und ſuchte meiſtens ſeine Abſichten nur mit Gewalt und Strenge zu erreichen. — Zu dieſen Zeiten wechſelten recht die Freundes- und Feindestruppen in unſerm Lande: da ſchlugen ſich die Spanier und Kaiſerlichen mit den Franzoſen, Schweden und Sachſen wacker herum, und fielen dem Trieriſchen ſehr beſchwerlich. Bei dieſen immerwährenden Kriegsunruhen war es nichts Leichtes, dem Lande immer gehörig vorzuſtehen: und dem Kurfürſten Philipp muß man es oft zu Gute halten, daß er Manches that, was in den Augen eines gallſüchtigen Läſterers vielleicht verdächtig ſcheinen könnte.

Er ſchien es nicht ſo recht mit dem Reiche zu halten, und brachte den Kaiſer beſonders dadurch gegen ſich auf, daß er die Franzoſen, welche auf der Seite der Proteſtanten ſtanden, in Trier aufnahm, und ihnen die Feſtung Ehrenbreitſtein in die Hände lieferte. Er hatte hiebei die Abſicht, durch dieſe mächtige Verbindung mit Frankreich das Land gegen jeden feindlichen Ueberfall zu ſchützen, und das fernere Kriegsungemach abzuhalten. Er bekam Strittigkeiten mit den Mönchen von Maximin, welche ihm die Verwaltung ihres Kloſters, die ihm doch von dem Papſte zugeſichert war, nicht einräumen wollten. Er mußte in der Folge auch allen Anſpruch darauf fahren laſſen; weil die Abtei von dem Kaiſer und den ſpaniſchen Truppen unterſtützet ward. Auſſerordentlich hart war ſein Betragen gegen die Domherrn, beſonders aber gegen die Metternichiſchen, mit denen er in ſchweren Händeln verwickelt war. Dieſe Herrn glaubten nämlich, der neue Kurfürſt maße ſich Sachen an, die über die Gränzen ſeiner Gewalt gingen, und ſuchten ihn hierinn einzuſchränken. Auch die Landſtände führten manche Klagen, und beſchwerten ſich, daß er die Unterthanen durch allzu ſchwere Abgaben drücke, und Auflagen mache, die vordem unerhöret waren.

Philipp ließ ſich durch nichts abſchrecken, und war der Mann nicht, welcher auf halbem Wege umkehrte. Er entſetzte die Domherrn, welche ſeinen

Ab-

Abſichten entgegen waren, vergab ihre Stellen an andere, verjagte die unzufriedenen Mönche, zwang ſeine Landſtände durch Einſperren und andere gewaltſamen Mittel, manches zu bewilligen, was er auf gütliche Art nicht erhalten konnte, hintertrieb ihre Beſchwerden, die ſie an den Kaiſer brachten, bemächtigte ſich der Landeskaſſe, und trieb der Sachen noch mehr, die ſeine Unterthanen ganz gegen ihn aufbringen mußten. Die größte Verfolgung erlitten unter ihm die Jeſuiten: ſie hätten mit Sack und Pack die Stadt mit dem Rücken anſehen müſſen, wenn die Sache keine andere Wendung bekommen hätte. Im J. 1635 überfielen nämlich die Spanier zur Nachtszeit die Stadt Trier, bemächtigten ſich des Kurfürſten, und führten ihn gefänglich mit ſich in die Niederlande: er wurde darauf nach Wien gebracht, blieb zehn ganzer Jahre ſeiner Freiheit beraubt, und hatte mit Noth und Mangel zu kämpfen. Auch dieſes beugte ihn noch nicht: er hörte nicht auf, im Kerker Bannflüche wider ſeine Feinde ergehen zu laſſen, und ſich gegen ſie zu behaupten.

In dieſer Zeit fühlte ſich das Land nicht um das Mindeſte erleichtert: ſowohl das Volk, als die niedere Geiſtlichkeit beſchwerten ſich gegen die neuen Metternichiſchen Landesregenten, ſahen ihre Abgaben nicht vermindert, und führten bittere Klagen gegen diejenigen, welche als Freunde und Beſchützer des Landes die Unterthanen ausſaugten. Man ſehnte

ſehnte ſich daher wieder nach ſeinem vorigen Kurfürſten zurück, welcher erſt im J. 1645 durch Vermittlung von Frankreich unter gewiſſen Bedingniſſen auf freien Fuß geſetzet wurde. — Kaum langte Philipp wieder in ſeinem Lande an; als das vorige Spiel aufs neue begann: die aufrühriſchen Mönche und Domherrn mußten wieder entlaufen, die alte Freundſchaft mit den Franzoſen ward erneuert, und an mehrern Orten der Stadt Trier wurden Verſchanzungen aufgeworfen, die den gehäßigen Kurfürſten gegen ſeine Feinde decken ſollten.

Da Philipp zuletzt ſah, daß der franzöſiſche Schutz ihm nicht viel mehr nutzen konnte; ſo gab er nach, ging mit dem Domkapitel einen Vergleich ein, mußte ſich gegen ſeine Abſicht den Karl Kaspar von der Leyen zum Gehülfen geben laſſen, und ſtarb endlich nach einer langen ſchwerzhaften Krankheit im J. 1652. — Sein Sterbetag war ein Freudentag für viele; denn er wurde von Wenigen geliebt, und von den Meiſten gehaßt: der Name Sötern iſt noch heut zu Tage der Schreckenname der trieriſchen Schulmädchen. Ein kleiner unanſehnlicher Stein in der Domkirche zeiget den Ort ſeiner Grabſtätte: Männer, die ihn kannten, verſichern, daß er mehr verdienet habe. Zu ſeinen Lebzeiten erbaute er Philipsburg, errichtete im Thale am Fuß des Felſens Ehrenbreitſtein ein neues Schloß, ließ auf die Fenſterſteine ſeinen Namen eingraben, und um ſich bei der Nachwelt unvergeß-

K lich

lich zu machen, ſo gab er den Befehl, unter einer Geldſtrafe dieſe Burg immer Philipsthal zu nennen: er brachte auch den neuen Pallaſt in Trier, welcher von ſeinem Vorfahrer angefangen war, zu Ende.

Unter ihm kam der lang gewünſchte Frieden mit den Proteſtanten zu Stande: die Katholiken wurden endlich dahin gebracht, die neuen Religionspartheien im Reiche zu dulden, und ihnen noch mehrere Vortheile einzuräumen. Das J. 1624 ward die Maaßregel, nach welcher es in der Zukunft gehalten wurde: die Beſitzungen und Vorrechten, welche ſie damals hatten, ſollten ihnen auch in der Zukunft verbleiben. Dadurch wurden nun mehrere Kirchen und Güter von unſerm Erzſtifte loßgeriſſen, und die proteſtantiſchen Unterthanen durften in der freien Ausübung ihrer Religion nicht mehr geſtöret werden. Dieſe Trennung mußte unſerm Erzbiſchofe ſehr unangenehm geweſen ſeyn; wir ſehen auch, wie viele Mühe er ſich gab, mit Behülfe der Jeſuiten ſie zur alten Kirche zurück zu bringen, und dieſe Trennung zu verhüten. — Daß wir Menſchen uns doch immer ſo gerne trennen! Wie angenehm lebt es ſich nicht in einer ſchönen Eintracht! die Meinungen mögen immer zertheilt ſeyn; denn nie werden alle Köpfe unter einem Hute paſſen; unſere Herzen aber ſollen nur durch ein einziges Band verknüpft ſeyn. Welche Wohlluſt wäre es dann nicht, Menſch zu ſeyn?

Noch

Noch iſt zu merken, daß im J. 1628 in dem Gärten des Novizenhauſes der Geſellſchaft Jeſu ein groſser Schatz vorgefunden ward. Sechs Schüler dieſes Ordens beſchäftigten ſich mit dem Ausgraben eines ſteinigten Platzes: unter dem Graben ſtießen ſie unvermuthet auf einen ſteinernen Sarg, und fanden nach weggehobenem Deckel zu ihrer größten Verwunderung mehrere ſilbernen Gefäße, welche, nach den Aufſchriften und Verzierungen zu urtheilen, aus dem graueſten Alterthume waren. Der ganze vorgefundene Schatz wog zwei hundert fünfzig Pfund.

Unter Karl Kaspar von der Leyen, welcher im J. 1652 zur Regierung kam, fingen die Franzoſen an, das trieriſche Land ſehr hart mitzunehmen: die Veranlaßung dazu gab der Krieg, worinn Frankreich mit Holland verwickelt ward. Die Franzoſen, denen vieles daran gelegen war, in dem Beſitze der Moſel zu bleiben, hatten ihr einziges Augenmerk auf Trier geſetzet. Im J. 1673 zogen ſie mit einem anſehnlichen Heere vor dieſe Stadt, beſchoſſen ſie von mehrern Seiten, und zwangen ſie zur Uebergabe. — Nun ging es recht aufs Verſchanzen los: in und um Trier ſuchten ſich die Sieger gegen jeden Ueberfall zu decken, warfen Grundhügel auf, zogen Gräben, verrammelten ſich mit Palliſaden, und gaben auf dieſe Art unſerer Stadt ein ganz anderes Ausſehen. Dieſe Verſchanzungen wurden zuletzt mit ſo großem Eifer betrieben, daß

der Scharfrichter mit dem Strange in der Hand den Arbeitern an der Seite ſtehen mußte, um diejenigen ſogleich zu ergreifen und aufzuhängen, die ſaumſelig ſeyn würden. Selbſt ein trieriſcher Rathsherr und ein Geiſtlicher aus dem Stifte Simeon konnten kaum mit vieler Mühe dieſer ſchrecklichen Strafe entgehen. Nur die Mütter mit ihren Kindern und aus jedem Kloſter zween Ordensherrn waren von dieſen harten Arbeiten ausgenommen.

Zu dieſer Zeit wurden mehrere Vorſtädtchen vom Feinde hart mitgenommen, und zuletzt eingeäſchert. Die Abtei Maximin, das Stift Paulin, die Karthaus und Barbaren an der Moſel hatten ein gleiches Schickſal: die Domkirche ward zu einem Magazine und Pferdeſtalle. Alles, was den Franzoſen nur auf eine Art hinderlich ſchien, um ſich in einen gehörigen Vertheidigungsſtand zu ſetzen, wurde aus dem Wege geräumet. — Die Kaiſerlichen machten endlich Bewegungen, die Stadt dem Feinde zu entreiſſen: ſie zogen vor Trier, und ſchloſſen es von allen Seiten ein. — Der franzöſiſche Obergeneral Graf Vignory, welcher in der Stadt lag, war ein harter Mann, der durch ſeine übertriebene Strenge auch bei den Seinigen ſich ſehr gehäſſig machte. Bei einem Ausfalle, welcher dem Kloſter Mergen gelten ſollte, ſtürzte er vor dem Simeonsthore von ſeinem Pferde, und brach den Hals. Leute, die es ihm gönnten, ſahen es als eine Strafe des Himmels an, weil er die Kirchen und geiſtlichen

en Herrn ſo hart mitnahm. Indeſſen war der Marſchall Crequi im Anmarſche, um der eingeſchloſſenen Stadt zu Hülfe zu kommen. Bei der Konzer Brücke kam es zum Schlagen: der franzöſiſche General mußte ſich mit einem großen Verluſte zurückziehen, ſeine Bagage im Stiche laſſen, und von ſeinem Vorhaben abſtehen.

Crequi hatte nachher Gelegenheit, durch Verkleidung unkentlich gemacht, die Kaiſerlichen zu überliſten, und in Trier eingelaſſen zu werden: er machte nun den Belagerern vieles zu ſchaffen, und war geſonnen, ſich bis auf den letzten Mann zu vertheidigen. Die Stadt mußte ſich aber im J. 1675 den achten September an die Kaiſerlichen ergeben, Crequi ward gefangen, nach Coblenz gebracht; aber bald wieder auf freien Fuß geſetzet. Die Bürger wollten in der Folge dieſen Tag ihrer Befreiung unvergeßlich erhalten, und ſetzten eine feierliche Proceſſion an, welche an dem Feſte der Geburt unſrer h. Mutter zum Grabe des h. Apoſtels Mathias wallfahrtet.

Unter Karl Kaſpar iſt noch zu merken, daß wieder neue Hülfe gegen die vorgedrungenen Türken gefodert wurde, und daß die Schiffbrücke auf dem Rhein bei Koblenz anfing in den Gang zu kommen. Die Peſt raffte wieder viele Menſchen hinweg, und der Blitz richtete ſowohl in Trier als Koblenz große Verheerungen an. Dem Himmel ſey Dank, daß

wir

wir uns itzt darauf verſtehen, durch die künſtlichen Blitzableiter uns gegen dieſen verzehrenden Strahl zu ſchützen. — Im J. 1670 kam zu Trier die nützliche Stiftung der Engelbrüder zu Stande, deren Beſtimmung es iſt, die Kranken zu warten, und die Todten zu beerdigen. — Im J. 1674 wurden die Kloſterfrauen von St. Annen, welche vordem auſſerhalb der Stadt wohnten, in Trier verleget. Die Abtei Maximin, welche ſchon eine geraume Zeit mit unſern Kurfürſten verſchiedene Händel hatte, gab ſich auch endlich zur Ruhe, ließ allen Anſpruch auf Unmittelbarkeit fahren, und unterwarf ſich ihrem Erzbiſchofe.

Das Land verdankt es auch dem trefflichen Kurfürſten Karl Kasper, daß es nun ſein eigenes Geſetzbuch hat, nach welchem bis auf den heutigen Tag gerichtet und geſchlichtet wird. Man ſah es ſchon lange ein, daß es gegen alle Billigkeit ſey, nach fremden römiſchen Geſetzen die Unterthanen zu regieren, und alle Streithändel abzuthun. Jedes Land hat ſo ſeine eigene Verfaſſung, ſeine beſondern Gewohnheiten und Gebräuche, warum ſollte es dann auch nicht ſeine eigenen Geſetze haben? — Unter Karl Kaſpar ward auch in Trier die Stiftung für die adlichen Jünglinge gemacht, welche ſich dem geiſtlichen Stande widmen wollten. Er legte ebenfals den Grund zu dem ſo lange erwünſchten Prieſterſeminarium, und machte reichliche Stiftungen für zwölf Zöglinge. In der Folge ward dieſe trefliche

An=

Anordnung durch mehrere milden Schankungen unterſtützet, und erhielt durch den itzigen Erzbiſchof Clemens Wenzeslaus ihre heutige Geſtalt. Die Anzahl der geiſtlichen Schüler ward nun auf eine anſehnliche Art vermehret, und eine ſchöne Wohnung an der Dreifaltigkeitskirche von Grund aus aufgebauet, wohin die Alumnen im J. 1779 aus dem Krahnen, wo ſie vordem wohnten, verſetzt wurden. — In dieſem neuen Prieſterhauſe, welches die trefflichſten Vorſteher und Lehrer erhielt, ſollten nun die künftigen Volksunterweiſer zur Seelſorge gebildet werden. Wie viel ſchon durch dieſe nützliche Anſtalt zur Aufklärung des Landes, und zur Verbeſſerung der Sittlichkeit gethan worden ſey, weiß ein jeder, der Einſicht in die Sache hat; was auch mancher andere dagegen einwenden mag.

Johann Hugo von Orsbeck, Biſchof zu Speyer, beſtieg im J. 1676 den biſchöflichen Stuhl; da er ſchon vier Jahre zuvor zum Gehulfen und Nachfolger ſeines Oheims ernennet war. Unter ihm litt das Land wieder ſehr vieles durch den franzöſiſchen Krieg; Ludwig der Vierzehnte, König in Frankreich, der ſich damals dem ganzen Reiche recht furchtbar machte, ſah es mit neidiſchen Augen an, daß der Kaiſer ſo glücklich gegen die Türken war, und griff zu den Waffen. Crequi mußte Luxemburg belagern, und ſich unſerer Hauptſtadt wieder bemeiſtern. Die Franzoſen zerſtörten bei ihrem Einmarſche in Trier alle Feſtungswerke, riſ-

ſen

ſen den Vertheidigungsthurm bei der Simeonskirche nieder, und füllten die Stadtgraben aus. An der Moſel warfen ſie, Trarbach gegen über, ein feſtes Schloß mit einer anſehnlichen Stadt auf, und nannten es M o n t r o y a l, oder nach unſerer Sprache, K ö n i g s b e r g. — Es muß damals recht kläglich bei uns ausgeſehen haben: die Sieger verwüſteten die Felder, zerſtörten Pfalzel, Kochem und Wittlich, und fielen dem Lande durch häufige Foderungen und harte Bedrückungen ſehr beſchwerlich. Sie würden auch Trier ſelbſt in Flammen haben aufgehen laßen, wenn der König es nicht durch ſein ausdrückliches Verboth verhindert hätte; ſo begnügten ſie ſich damit, die Mauern niedergeriſſen, und die ſchöne Moſelbrücke eingeſtürzet zu haben. Sie äſcherten auch durch ihr häufiges Schießen den dritten Theil der Stadt Koblenz ein; mußten aber doch mit vieler Schande abziehen, und die Belagerung aufheben.

Im J. 1697 kam zwar der Frieden zu Stande, und den Bedingnißen zu Folge mußte auch Montroyal geſchleift, und die Feſtungswerke der Abtei Martin zerſtöret werden; aber bie Ruhe war nicht von langer Dauer. Wegen Spanien bekam das Reich neue Händel mit den Franzoſen, und Trier ward wieder der Schauplatz alles Kriegsungemachs. Die franzöſiſchen Truppen ſchlugen bei Trier eine Schiffbrücke über die Moſel; denn die ſteinerne Brücke war von ihnen einige Jahre zuvor ſelbſt

zer=

zerſtöret worden, gingen auf das feſte Schloß Trarbach loß, und zwangen es nach einer harten Belagerung zur Uebergabe. Die Kaiſerlichen erhielten zwar manchen Vortheil in der Folge; doch blieb das harte Kriegsungemach noch immer ſchwer auf unſerm Lande liegen, bis im J. 1714 ein vollſtändiger Frieden geſchloſſen ward, und die ſüße Ruhe wieder zurückkehrte.

Unglaublich iſt es, wie viel unſer Land bei dieſen beſtändigen Kriegen gelitten hat. Gott wie ſchrecklich! da durfte unter Lebensgefahr der Landmann ſeine Felder nicht anbauen: da verurſachte bald die brennendſte Sonnenhitze anſteckende Krankheiten, bald tödete die erſtarrendſte Kälte Menſchen und Thiere. Mehrere der trieriſchen Unterthanen, welche durch Mangel und Noth zur Verzweiflung gebracht wurden, wanderten Schaarenweiß aus, und unterlagen entweder den mühſeligen Reiſebeſchwerden, oder fanden in fremden Landen, wo ſie glücklich anlangten, ſich nicht gebeſſert. Die zerlumpten und ausgehungerten Soldaten durchſtrichen, den Heuſchrecken ähnlich, das Land, und fraßen die Felder kahl. Die Peſt drohete wieder von allen Seiten, und die drückendſten Kriegslaſten lagen ſchwer auf dem verarmten Lande. Der Bürger mußte mit dem Papiergelde zufrieden ſeyn, oder ſich der Gefahr ausſetzen, ausgeplündert zu werden. — So ſchwer büßt der Menſch, wenn er ſich mit dem Menſchen entzweiet! ſo viel Unheil

bringt

bringt der leidige Krieg mit ſich! Wie ſüß iſt hingegen der Friede: auch unter dem niedrigen Strohdache beim Waſſerkrug und einer trockenen Brodrinde läßt es ſich vergnügt horſten und leben, wenn Ruhe in unſerm Herzen und Frieden um uns iſt.

Im J. 1711 ſchloß Johann Hugo die Augen, und hinterließ Karln Herzogen von Lotharingen, der ſchon das Jahr zuvor ernennet war, den erledigten Biſchofsſtuhl. Karl erlebte kaum beſſere Zeiten, als ſein Vorgänger, mußte ſich wegen den Kriegsunruhen faſt immer in Koblenz aufhalten, und ſtarb zu Wien im J. 1715.

Auf ihn kam Franz Ludwig, Herzog zu Neuburg und Biſchof zu Worms. Seiner Vaterſorge hat es das trieriſche Land zu verdanken, daß es ſich von ſeinem vorigen Ungemache etwas erholen konnte. Die zerfallenen Stadtmauern ſtehen nun wieder auf, die zuſammengeſtürzte Brücke wird bald in einen brauchbaren Zuſtand verſetzet, und die Domkirche, welche im J. 1717 durch einen Brandſchaden ſehr vieles gelitten hatte, ausgebeſſert und verſchönert. Die Wiſſenſchaften und Gelehrten hatten an ihm einen beſondern Freund: er ſuchte auf alle Art der Univerſität aufzuhelfen, vermehrte die Anzahl ihrer Lehrer, und zog auf dieſe Weiß mehrere Ausländer ins Trieriſche. Die Gerichtsverwaltungen erhielten unter ihm auch manche Verbeſſerungen, und bekamen ihre heutige Geſtalt.

Wir

Wir haben nun unſere Landämter und Stadtgerichten, zwei Hofräthe; den einen nämlich in Trier, den andern in Koblenz, und endlich unſer Reviſionsgericht, welche alle den Unterthanen das Recht ſprechen. Die geiſtlichen Gerichtsſtühle beſchäftigen ſich nur mit dem Kirchlichen, und richten in Sachen der Religionsdiener: vordem war ihre Macht weiter ausgedehnet, und ſie übten einerlei Gewalt mit den Landämtern und den Stadtgerichten aus. — Unſere Kurfürſten durften auch nie unumſchränkt ihr Land beherſchen: ſie hatten immer ihre Landſtände, die ſie zuſammen berufen und befragen mußten, wenn ſie die Auflagen erhöhen, und merkliche Veränderungen machen wollten. Die Steuern und Abgaben wurden auf die Güter geleget, und da war kein Unterſchied unter Geiſtlichen und Weltlichen: nur der Adel blieb Simpelfrei. — So durften und dürfen dann noch immer die Landſtände aufſtehen, und freimüthig ihre Klagen bis zum Throne des Fürſten bringen, wenn ſie das Land gedrückt und zu viel beſchwert glauben, oder andere nützlichen Vorſchläge zu machen haben.

Im J. 1722 bekamen die Studenten in Trier Händel mit den Juden: der Auflauf ward ſo ſtark, und die muthwilligen Beleidigungen, denen die armen Hebräer ausgeſetzet waren, fingen an, von ſo wichtigen Folgen zu werden, daß ſich die Univerſität darein legen, und die Ruheſtörer mit dem Kerker

beſtrafen

beſtrafen mußte. Einige Jahre darauf ging der Lärm wieder aufs Neue an. Auf der Weberbach lag ein Jude, der ſich unglücklicher Weiſe erſäuft hatte: kaum hatten die Studenten Kundſchaft davon, als ſie ſich in der Nacht mit den Handwerksburſchen zuſammen rotteten, das Haus beſtürmten, die Fenſter und Thüren einſchlugen, den Todten hervorſchleppten, ſeine Leiche zerſtückten, im Triumphe durch die Stadt zogen, und des Unfuges noch mehr trieben. — Keiner lobe dieſe Zeiten, wo diejenigen, welche doch durch die Wiſſenſchaften gebildeter ſeyn ſollten, als die anderen, ſo unchriſtlich denken, und unmenſchlich handeln konnten. Dem Himmel ſey Dank, daß man in unſern Tagen nicht mehr ſo großen Werth auf eine ſtarke Fauſt ſetzet!

Zu dieſen Zeiten wurden die Auswanderungen immer häufiger: ganze Familien verließen ihr Vaterland, und zogen nach Hungarn. — Es hört doch immer eine große Ueberwindung dazu, das Plätzchen, wo man gebohren iſt, und das man lieb gewonnen hat, ſo gleichgültig zu verlaſſen. Und wie viel verlohr nicht ſelbſt unſer Land dabei: wie viele Menſchen wurden nun dem Landbaue entzogen, und wie viele Ortſchaften, die ſonſt ſo blühend waren, entvölkert, und leer gelaſſen? Es iſt kein geringer Vortheil für den Staat, wenn er ſtark bevölkert iſt, und recht viele Hände hat, die in beſtändiger Thätigkeit ſind, und zum Vortheile des Ganzen beitragen. Iſt aber vielleicht der Boden ſelbſt zu unfrucht-

bar,

bar, und lohnet zu wenig der Mühe des Anbauers: oder iſt die Arbeitſamkeit des Landmannes und der Kunſtfleiß des Bürgers zu wenig aufgemuntert: oder gibt es gar der Laſten zu viele im Lande, welche den Unterthan niederdrücken und muthloß machen? — Bei einer guten Verfaſſung, bei etwas mehr Schätzung der arbeitenden Volksklaſſe läßt ſich alles bewirken. Sümpfe können bald urbar gemacht, und Einöden in lachende Gärten verwandelt werden. — In unſern Tagen traf man auch wirklich in dieſer Hinſicht treffliche Verfügungen, ſchränkte die häufigen Auswanderungen ein, und machte gute Anſtalten, den Landbau in beſſere Aufnahm zu bringen. Wüßte man alles dies nur gehörig zu ſchätzen!

Im J. 1724 raffte eine unbekannte peſtartige Krankheit mehrere der trieriſchen Karthäuſer hinweg. In demſelbigen Jahr war es auch, als ein gewiſſer Notar, der ſich gegen ein Marienbild ärgerlich betragen hatte, verurtheilet ward, zu Trier in der Stadtpfarre zu Gangolph mit einem ſchwarzen Talare und eine Kerze in der Hand öffentliche Kirchenbuße zu thun, und darauf das Land zu meiden — Im J. 1725 ertrank bei Trier in der Moſel eine Proceſſion von hundert fünfzig frommen Pilgrimen, da ſie eben über den Fluß ſetzen wollten. Nur der Fahnen- und Kreuzträger retteten ſich. Man ſah den würdigen Seelſorger, der ſich auch dabei befand, noch lange Zeit oben auf dem Waſſer ſchwimmen, und hörte ihn, wie er ſeinen unterſinkenden Pfarrkindern

kindern Muth und Tröſtung zurief. — Im J. 1726 ward das gewöhnliche Jubiläum in Trier gehalten: der frommen und büßenden Wallfahrer befanden ſich damals ſo viele in der Stadt, daß der Stadtmagiſtrat nicht Wächter genug ausſtellen konnte, um die häufigen Diebſtälle zu verhüten, und eine gute Polizei zu handhaben.

Im J. 1729 ging Franz Ludwig nach Mainz, um dies erledigte Erzbiſchthum anzutreten, und hatte zu ſeinem Nachfolger den Grafen von Schönborn, Franz Georg. Unter Franz Ludwig erlebte das Land wieder recht wohlfeile Zeiten: da koſteten vierzehn Pfund Butter nur einen Reichsthaler, und für eben ſo viel Geld kaufte man fünf Pfund Pfeffer: fünf und zwanzig Pfund Salz galten nicht mehr als fünf Albus: für das Viernzel Korn zahlte man nur ſiebenzehn Albus, und mit zwei Albus kaufte man die beſte Maaß Wein. — Da vergaß man bald wieder bei vollem Becher die üblen Zeiten, und zechte recht wacker nach deutſcher Art.

Franz Georg wird uns Trierern immer unvergeßlich bleiben: ein jeder, der ſeine vortreflichen Regententugenden kennet, ſegnet noch itzt ſein Andenken. Er war auf das Beſte ſeiner Unterthanen bedacht, und ſein Herz ſchlug nur fürs Wohl des Landes. Er hatte einen hellen Kopf, und beſaß eine natürliche, angebohrne Beredſamkeit. Er war eif-

tig

tig in dem Hauſe Gottes, wohlthätig und gütig unter ſeinen Kindern, und ſtrenge auf dem Richterſtuhle. Auch das Geringſte entging ſeinem Auge nicht: er kannte die Tücke und Schmeicheleien der Höflinge, ſah mit vielem Verdruß die langwierigen Schleichwege der Proceßkrämer, und beſtrafte mit vieler Härte die Geldſchneidereien der Richter. Auch der Geringſte ſeiner Unterthanen hatte freien Zutritt zu ihm, und keinen entließ er ohne Troſt von ſich. — Er verbeſſerte die Wege, ſorgte für die Sicherheit der Straßen, erbaute nicht weit von Koblenz das Schloß Schönbornsluſt, und errichtete auſſerhalb der Stadt Trier auf ſeine eigenen Koſten die prächtige Paulinskirche, welche durch ihre ſchöne Bauart aller Augen auf ſich ziehet.

Er konnte es aber nicht verhindern, daß ein neuer Krieg, worinn Deutſchland mit Frankreich wieder verwickelt ward, dem Lande, welches ſich von den vorigen Plagen kaum erholet hatte, zur Laſt fiel. Im J. 1733 kamen die Franzoſen nach Deutſchland zurück, brachen ins Trieriſche ein, machten daſelbſt vielen Aufwand, und verurſachten die ungeheuren Schulden, woran noch bis auf den heutigen Tag manche Gemeinde abzutragen hat. Im J. 1745 hingen die Kaiſerlichen den Franzoſen bei der Abtei Eberhards Klauſen eine große Schlappe an: das Jahr darauf kam der Frieden zu Stande, welcher aber bald wieder gebrochen wurde; denn nicht lange darnach fielen ſich die Franzoſen und Deutſchen wie-

der

der in die Haare. Franz Georg der aber nun vorſichtiger gemacht war, und das Schickſal ſeiner verarmten Unterthanen zu Herzen faßte, wußte es gar wohl, und hatte es ſchon erfahren müſſen, daß das trieriſche Land bei ſolchen Unruhen immer der Zankapfel der kriegführenden Mächten ſey, nnd ergriff nun andere Maaßregeln, als vordem. Indem er ſich weder für, noch gegen die Franzoſen erklärte, und auf dieſe Art neutral blieb, hatte er von keiner Seite etwas Feindliches zu befürchten. — Es ſoll ihm auch noch wohl dafür im Grabe thun! Segen über die guten Fürſten, welche gegen ihre Unterthanen ſo väterlich geſinnet ſind. Er ſtarb im J. 1756. — Die Kirchenzucht erhielt unter ihm auch manche Verbeſſerungen, und das heutige Brevier unſerer Geiſtlichen iſt auf ſeine Anordnung verfertiget worden.

Auf ihn kam Johann Philipp von Walderdorf. Er verſchönerte das Land mit verſchiedenen prachtvollen Gebäuden, bauete in Trier die neue Johann Philipps Straße, wo ein großer Brunnen von der ſchönſten Bauart, zwiſchen zwo anmüthigen Baumalleen gelegen, den daran ſtoßenden Kornmarkt recht anzüglich machet. Von der Mittagsſeite führte er den neuen Flügel des trieriſchen Pallaſtes von Grund aus wieder auf; auch der Marſtall im Thale Ehrenbreitſtein und die Caſernen in Koblenz haben ihm ihre Einrichtung zu verdanken. Er errichtete zur Sicherheit ſeiner Unterthanen

eine förmliche Landmilitz, und ordnete die ewige Anbethung des heiligſten Altarsſakraments an. Er verwendete eine groſe Sorgfalt auf den Straſsenbau, gab dem Poſtweſen einen ordentlichen Gang, und erleichterte auf dieſe Art den Verkehr und den Handel des Landes, der bis auf den heutigen Tag durch ſo manche ungünſtigen Umſtände noch immer gehemmet iſt.

Unter ihm brach auch der ſiebenjährige Krieg mit dem Könige von Preuſſen aus: als Reichsfürſt mußte er zwar ſeinen gehörigen Antheil daran nehmen; hatte aber dabei doch das beſondere Vergnügen, ſein Land von den gewöhnlichen Plagen und Verwüſtungen des Krieges befreiet zu ſehen: er wich bei dieſen gefahrvollen Zeitumſtänden nie von ſeiner Heerde, und war bemühet, auf jede Art dem Mangel und der Noth ſeiner Unterthanen abzuhelfen. Uebrigens war er wohlthätig und herablaſſend, und behandelte einen jeden ſeiner Unterthanen mit vorzüglicher Güte. — Mehrere ſeiner Höflinge ſuchten ihn lange in dem Wahne zu erhalten, als wenn dem Wohlſtande des Landes und der Glückſeligkeit ſeiner Unterthanen nichts abginge: wie untröſtlich ward er aber; da er durch andere Biedermänner, die es redlicher mit ihm und dem Lande meinten, ſich vom Gegentheile überzeugen mußte! Man ſah ihn darüber öfters Thränen vergießen, und ſich aus dieſer Urſache einſchränken, und des Hofſtaates weniger treiben. Er ſtarb im J. 1768:

 Der

Der Kaiſer erhob ſein Geſchlecht in den Grafenſtand. Seine Familie errichtete ihm in der Domkirche ein prachtvolles Denkmal, welches ſein Andenken bei der ſpäten Nachwelt noch erhalten wird.

Nach ihm kam **Clemens Wenceslaus** königlicher pohlniſcher Prinz aus Sachſen zur Regierung. Wir alle wiſſen es, wie viel Rühmliches er ſchon zum Beſten des Landes gewirket hat. Ueberzeugt, wie ſehr eine vernünftige und gut eingerichtete Erziehung zum Beſten des Staates beitrage, machte er die vortreflichſten Schuleinrichtungen, ſorgte für geſchickte Stadt- und Dorflehrer, welche er zu Koblenz in der Normalſchule bilden ließ, und war bemühet, ihnen einen ordentlichen Unterhalt zu verſchaffen. Eben ſo viele Sorge verwendete er auch darauf, dem Religionsunterrichte eine zweckmäßigere Einrichtung zu geben. Er ſorgte für gute Schulbücher, verfertigte die **Chriſtenlehrverordnung**, die zum Beſten der Jugend ſo viel Schönes und Aufmunterndes hat, führte den neuen deutſchen Geſang ein, und machte den Gottesdienſt dadurch erbaulicher und verſtändlicher, ſchenkte den Männern ſeinen ganzen Beifall, die ſich ein Geſchäft daraus machten, ihre Landesleute zu belehren und aufzuklären, war für das Aufkommen der Univerſität und die Aufnahme der Wiſſenſchaften ſehr bekümmert, ſtellte mehrere Mißbräuche ab, wodurch die Religion oft ſo verächtlig wird, ſchränkte die häufigen Proceſſionen und Wallfahrten ein, ſorgte für

gute

gute Seelſorger; indem er dem Prieſter-Seminarium eine beſſere Einrichtung gab, ſtellte die Trauerpracht und das ſchädliche Begraben in den Kirchen ein, und verſäumte nichts, den Wohlſtand und das Beſte ſeiner Unterthanen zu befördern.

Er verſchönerte Koblenz mit einem prachtvollen Pallaſte, den er durch die neue Clemens Straße mit der alten Stadt verband, nahm die Schauſpieler in die ſchöne dazu beſtimte Wohnung auf, ſorgte dadurch für eine nützliche und angenehme Unterhaltung ſeiner Unterthanen, und vermehrte auf dieſe Art den Wohlſtand und die Pracht der Koblenzer. Er errichtete ein regulirtes Jägerkorps, welches die Sicherheit der Wege handhaben, und die Straßenräuber verfolgen und einbringen ſollte. Auch zur Aufmunterung des Landbaues, und zur Erweckung des Kunſtfleißes machte er gute Verfügungen: er ſchrieb eine neue Forſtordnung vor, wodurch er dem zu befürchtenden Holzmangel zuvorkommen wollte, und traf mehrere Anſtalten, bei erlittenen Feuersbrünſten den unglücklichen Verbrannten recht väterlich aufzuhelfen.

Unter dieſem würdigen Kurfürſten erhielt auch das trieriſche Erzſtift einen beträchtlichen Zuwachs durch die zwo neuen Biſchthümer Nancy und St. Dietz; ſo, daß es nun, ſtatt drei, fünf Unterbiſchöfe hatte. — In den achtziger Jahren trieb ein gewiſſer Pater Adam, Franciskaner Mönch in dem-

dem Wallfahrtsorte Beurich ſein frommes Spiel: er verjagte die Teufel aus den Beſeſſenen, und heilte die Kranken von jeder Art, wenn ihr Glaube nur ſtark genug war. Der Zulauf ward ſo häufig, daß der Baumöhl, worinn er ſeine Segnungen meiſtens zu machen pflegte, in dem Städtchen Sarburg vertheuert ward. Die geiſtliche Obrigkeit legte ſich zuletzt hinein; mehrere der Getäuſchten ſahen auch bald den heiligen Betrug ein, und der gute Pater iſt nun ſelbſt klüger geworden, und bereuet das Geſchehene.

Im J. 1784 ſind die Gewäſſer nach einem häufigen Schnee ſo hoch aufgeſchwollen, daß die Moſel mehrere Bogen der trieriſchen Brücke faſt zuſchloß, und die Eisfahrt große Verherungen anrichtete. — Im J. 1789 entſtand ein neuer Auflauf der Bürger in der Stadt Trier: ſie glaubten ſich in mehrern Vorrechten und Freiheiten gekränket, sperrten und bemächtigten ſich der Thoren, verſammelten ſich auf dem Kornmarkte, brachten mehrere der Klagen vor, und fingen an, die Sache ernſtlich zu betreiben. Durch eine kluge Vermitlung des Kurfürſten legte ſich aber bald der Auflauf, und die Ruhe ſtellte ſich wieder ein.

Sehr berühmt machte ſich unter den drei letzten Kurfürſten der würdige Weihbiſchof aus Trier, Niklas von Hontheim: er ward im J. 1701 gebohren, und ſtarb als ein neunzigjähriger Greiß. Er

Er brachte es in der Gelehrſamkeit ſehr weit, bearbeitete mit vielem Fleiß die vaterländiſche Geſchichte, und ſchrieb das merkwürdige Buch, welches ſich Febronius nennet. In dieſem Buche ſuchte er die Rechten des Papſtes und der Biſchöfe freimüthig auseinander zu legen, die Kirche vom Staate zu trennen, und ſagte der Sachen mehrere darinn, welche ihm viele Widerſager brachten. Das Buch wurde eifrig geleſen, von vielen gebilliget; von andern aber verketzert. In Rom ſah man es als ein gefährliches Werk an: der Päpſt unterſagte es ferner zu leſen, und zwang den guten Biſchof zu einem Wiederrufe. Bei allem dem machte man noch immer Gebrauch davon. Die vier Erzbiſchöfe aus Deutſchland hielten einige Zeit darauf eine anſehnliche Verſamlung bei dem Embſer Bade, trafen nützliche Verbeſſerungen fürs Ganze, ſchafften manche Mißbräuche ab, und machten uns Deutſchen Hofnung, daß es einmal in der katholiſchen Kirche beſſer ausſehen werde. Man iſt aber nicht lange darnach davon abgegangen. Hontheim wurde von unſern Kurfürſten in den wichtigſten Angelegenheiten gebraucht, und bewirkte manche Verbeſſerung in der trieriſchen Kirche und in der Kloſterzucht. Er war übrigens leutſelig, beſchäftigte ſich einige Stunden des Tages mit Handarbeiten, war ein großer Freund der lieben offenen Natur, und that in der Stille den Dürftigen viel Gutes. — Er lebet noch in den Herzen aller wohlmeinenden Trierer.

In den letzten Jahren fing es an, um uns herum ſehr unruhig auszuſehen. Die Niederländer widerſetzten ſich den Veränderungen, welche Kaiſer Joſeph der Zweite ihnen aufdringen wollte, und griffen zu den Waffen. Bei dieſer Gelegenheit ſahen wir mehrere der vornehmen Ausgewanderten, welche ſich eine geraume Zeit im Trieriſchen niederließen. — Die Franzoſen führten mehrere Beſchwerden, glaubten ſich in Verſchiedenem zu hart gedrückt, gaben ſich deswegen eine neue Verfaſſung, machten ſich ihres Königes loß, und verwickelten ſich mit dem deutſchen Reiche in einen langwierigen Krieg. Das trieriſche Land nahm viele der ausgewanderten Geiſtlichen und Adlichen auf, und mußte ſich von mehrern Seiten gegen die Ausfälle der Franzoſen decken, welche täglich mächtiger und zudringlicher wurden.

Bei dieſem neuen Kriege bekam das trieriſche Land wieder, wie gewöhnlich, ſeinen traurigen Antheil. Schon im November des Jahres 1792 fiel der franzöſiſche General Bournouville mit einer zu dreiſig tauſend Mann ſtark geſchätzten Armee ins Trieriſche ein. Seine Abſicht war, Trier zu erobern, und die Franzoſen, welche am Rheine ſiegreich vorgedrungen waren, mit jenen, welche in den Niederlanden ſtanden, zu vereinigen. Trier ward damals mit einer weit ſchwächern Macht von dem oeſterreichiſchen General Feldzeugmeiſter Hohenlohe vertheidiget. Die Franken drangen ſo

weit

weit vor, daß ſie ſich der Stadt Sarburg und mehrerer zwiſchen der Moſel und Saar gelegenen Ortſchaften bemächtigten, bis nach Longwich kamen, auf den Höhen bei Ruwer Verſchanzungen aufwarfen, und gegen Pellingen anrückten. Bournouville erließ ſchon einen förmlichen Aufruf an die Bürger der Stadt, worinn er ihnen Schutz und Freiheit ankündigte. Auch die Landſtände, welche eine Uebergabe befürchteten, trafen ihre Vorkehrungen, welche ihnen nothwendig ſchienen, um den General zu überzeugen, wie wenig ſie am Kriege Antheil genommen, und wie gerne ſie im Gegentheile immer gute Nachbarſchaft gehalten hätten. Dasſelbige that man auch in Koblenz, wo man einen Ueberfall des Obergenerales Cüſtine, welcher ſich ſchon im Oktober der Stadt Mainz bemeiſtert hatte, befürchtete. Dieſer Schritt verurſachte viele Strittigkeiten zwiſchen dem Fürſten und den Landſtänden, welche aber im J. 1794 ausgeglichen wurden.

Bournoville gab ſein Unternehmen, Trier zu erobern, auf, und nahm im Dez. 1792 ſeinen Rückzug. Die Franken erneuerten oft ihre Verſuche, bis im J. 1794, wo ſie die Niederlanden zum zweiten Male eroberten, auch Trier in ihre Hände fallen mußte. Den achten Auguſt erſtiegen ſie die Höhen von Pellingen, nahmen die Schanzen weg, und zogen des Tages darauf in die Stadt ein, wo ſie den beſtürzten Einwohnern Sicherheit der Perſonen und des Eigenthumes verſprachen, und anfänglich alles bei der alten Verfaſ-

fung

ſung ließen; auſſer daß ſie ſich die Verwaltung der Landeskaſſen vorbehielten. Sie nahmen auch bald darauf ihren Einzug in Koblenz, machten bei den verſchiedenen Uebergängen über den Rhein auch einige Verſuche auf die Feſtung Ehrenbreitſtein, und ſind als Eroberer bis auf dieſe Stunde noch im Lande. Von allen Seiten laufen nun Friedensnachrichten ein, und man iſt ſchon über mehrere Punkten einig: die Zukunft wird das Fernere lehren.

Mehrere ſowohl aus dem geiſtlichen als weltlichen Stande, welche eine grauſame Behandlung befürchteten, nahmen bei der Annäherung des Feindes die Flucht: ihre Güter und Renten wurden deswegen eingezogen, und ihre hinterlaſſenen Geräthſchaften der öffentlichen Verſteigerung Preis gegeben. Sie wurden aber bald zurückberufen, und wieder eingeſetzet. Bei der Geiſtlichkeit war dies nicht von Beſtande: denn ſie wurde bald wieder herausgewieſen: zum Unterhalte ward ihr eine beſtimmte Summe ausgeworfen, wovon aber erſt ein Theil ausgezahlet worden iſt. — In unſerm Lande hörten ſeit der Zeit die beſtändigen Foderungen an Geld und Naturalien nicht auf. Die ordentlichen und auſſerordentlichen Kontributionen und Requiſitionen aller Art mußten dem Lande ſehr beſchwerlich fallen, und das Papiergeld, welches anfangs im Gange war, eine groſe Stockung und Furchtſamkeit im Handel und Verkehr verurſachen.

In

In den Verwaltungen ſelbſt gingen ſo viele Veränderungen vor, daß wir bis auf dieſen Tag die nachtheiligen Folgen davon verſpüren. Im J. 1795 hat der Volksvorſteller Neveu eine einſtweilige Verwaltung für das Kurfürſtenthum Trier errichtet. Bald darauf erhielten wir eine eigene Bezirksverwaltung, welche der Zentralverwaltung in Aachen untergeordnet ward. Bei dieſer Einrichtung erhielt das Land ſeine Friedensrichter und Kantonsverwalter, und die Stadt Trier ihr Obergericht. Im J. 1796 ward die Zentralverwaltung und mit ihr unſere Bezirksverwaltung aufgelöſet, und das Kurfürſtenthum Trier wurde mit den übrigen zwiſchen dem Rheine und der Moſel gelegenen Ländern der Generaldirektion unterworfen, welche von Sarbrücken nach Trier verlegt ward. Das Land ward neuerdings in Kantone eingetheilt, wovon ein jeder einen Einnehmer und Richter erhielt. In Trier ward das Obergericht erneuert. — Unter der Aufſicht des itzt kommandirenden Generals der Sambre- und Maas-Armee iſt nun zu Bonn eine Mittelkommiſſion errichtet, die alten Gewalten und Gerichtsſtellen ſind wieder in ihrem vorigen Gange, und unſer Land, welches ſo hart mitgenommen iſt, ſehnet ſich nun nach einer bleibenden Ruhe. O möchte der Himmel ſie uns bald geben!

Trier den 19ten Mai 1797.

Hervorſtechende Druckfehler.

Seite 31 Linie 14 Poemenus leſe Poemenius.

S. 159 Linie 24 1745 — 1735.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google